

1. Kollektivkomponenten

1.1 Gemeinsamkeit

Im einfachsten Fall besteht ein Kollektiv aus einer Anzahl von Individuen, die eine Gemeinsamkeit aufweisen. Somit gründet Kollektivität erst einmal in einer punktuellen Übereinstimmung zwischen Individuen. Aus welchen und wie vielen Individuen das Kollektiv gebildet wird, ist unerheblich, da theoretisch die ganze Menschheit in Frage kommt. Artefakte und Tiere sollen, um den Gegenstand Kollektiv nicht noch weiter zu komplizieren, ausgeschlossen sein. Solche auf Gemeinsamkeiten beruhende Ähnlichkeitsgruppen gibt es in Hülle und Fülle. Um sie inhaltlich zu differenzieren: Gemeinsamkeiten treten entweder, sozusagen passiv, als Merkmale von Personen auf oder geben sich als aktive Handlungsvorlieben zu erkennen. Mithin gehören sie entweder in den Bereich der Biologie (Merkmale wie weiblich, Linkshänder, hellhäutig, Sehschwäche) oder in den Bereich der Kultur bzw. der Zivilisation (Kaffeetrinken, Händeschütteln, Tennis spielen, Gottesdienst besuchen). Oft jedoch verschwimmt diese Differenz. So leiden Brillenträger an einer natürlichen Sehschwäche, die mit Hilfe einer technischen Erfindung, also zivilisatorisch behoben wird.

Die zentrale Frage, wie solche Kollektive zustande kommen, stellt sich jedoch unabhängig von dieser Differenzierung. Das Kollektiv Brillenträger erfasst all jene Individuen auf der Welt, die diese Art Sehhilfe benutzen; das Kollektiv Kaffeetrinker erfasst all jene, die der Gewohnheit regelmäßigen Kaffeegenusses frönen. Aus der Handlungsvorliebe Tennis entsteht das Kollektiv Tennisspieler, das nicht einen einzelnen

Club meint, sondern die unüberschaubare Menge derjenigen, die in Vereinen oder durch private Anmietung eines Platzes den Sport ausüben. Um zum einen die Einfachheit solcher Kollektive und zum anderen ihre Qualität als Nucleus zu betonen, nennen wir sie *Basis- oder Abstraktionskollektive*.

1.1.1 Basiskollektive, partiale Gemeinsamkeiten und der Schlüsselbegriff »Multikollektivität«

Die Einfachheit trägt aber. Genaugenommen bestehen Basiskollektive nicht, wie unachtsam gesagt werden könnte, aus Individuen, sondern eigentlich nur aus jener bestimmten Ähnlichkeit, die in den Fokus genommen wird. Begegne ich einem brilletragenden Kaffeefreund, kann ich mich entweder auf seine Sehhilfe oder auf seine Trinkvorliebe konzentrieren und ihn entsprechend entweder dem Kollektiv Brillenträger oder dem der Kaffeeliebhaber zuordnen. Daran wird erkennbar, dass nicht die Individuen entscheidend sind, sondern zu ihnen gehörende bestimmte und spezielle Eigenschaften. Das Basiskollektiv besteht somit nicht aus lebendigen ganzheitlichen Einzelpersonen, sondern aus jener ihrer vielfältigen Eigenschaften, die kollektivbildend fokussiert wurde. Es besteht nicht aus Personen, die unter anderem die Eigenschaft haben, Kaffee zu trinken, sondern genau genommen nur aus dieser Eigenschaft. Das Kollektiv der Braunäugigen ist genau genommen das Kollektiv der Braunäugigkeit. Basiskollektive sind mithin nicht nur anonyme, sondern darüber hinaus entindividualisierte Abstraktionen.

Wenn, wie gerade argumentiert, Basiskollektive sinnvolle Kollektivbildungen sind, sollte noch genauer geklärt werden, in welchem Verhältnis sie zu den Individuen stehen, die bei der Bildung involviert sind. Was bedeutet die Gegenständlichkeit der Übereinstimmung für die im Kollektiv versammelten Individuen? Wenn der Kollektivgrund das Gemeinsame ist, können die beteiligten Individuen nicht in ihrer Totalität erfasst sein. Nicht in der Fülle ihrer Merkmale und Verhaltensvorlieben geht die Einzelperson im Kollektiv auf, sondern nur in Bezug auf einige wenige, über die alle Kollektivmitglieder verfügen. Wenn ein evangeli-

scher Bäcker zum Basiskollektiv Kaffeetrinker gehört, ist er dort nicht über seinen Glauben und seine handwerklichen Fähigkeiten eingebunden, sondern allein durch die gemeinsame Kaffeeliebe. Das Basiskollektiv kommt also dadurch zustande, dass ich die überwältigende Anzahl der trennenden Merkmale ausblende und die viel geringere Anzahl der gemeinsamen übriglasse. Basiskollektive entstehen also durch Abstraktion. Das hat zur Folge, dass die Einzelpersönlichkeiten der das Kollektiv Bildenden, nur geringfügig von ihm erfasst werden. Auf die Übereinstimmung reduziert, partizipiert das Individuum nur partiell und geht, was seine Individualität betrifft, nicht im Kollektiv auf. Die *partielle Partizipation* ist ein weiteres Kriterium der besonderen Gegenständlichkeit des Kollektiven.

Der Zusatz »partiell« erscheint einengend, bewirkt aber im Blick auf das Individuum das genaue Gegenteil: Er macht individuelle *Multi-kollektivität* möglich. Dieser Begriff und das in ihm erfasste Phänomen sind für das philosophische Fundament der Kollektivwissenschaft von zentraler Bedeutung. Er lenkt die Aufmerksamkeit auf die Mehrfachzugehörigkeit der Individuen. Nicht nur in einem Kollektiv ist das Individuum Mitglied, sondern in vielen. Das ist eine Tatsache, die jedem sofort einleuchtet, die aber weder fest im Bewusstsein verankert noch bezüglich ihrer weitreichenden Konsequenzen verstanden ist. Multi-kollektivität ist nur aufgrund von partieller Partizipation möglich, d.h. weil das Individuum nur einen kleinen Teil seiner Persönlichkeit in die jeweiligen Kollektive einbringt. Wenn ich Mitglied im Tennisclub bin, bleibt von mir genügend übrig, um auch die CSU und den Trachtenverein mit meiner Mitgliedschaft zu beglücken.

Nach Auskunft von Jürgen Ritsert wurde die Partialität und der Überschuss vom Sozialphilosophen Georg Simmel entdeckt.¹ Eine Voraussetzung der Vergesellschaftung besteht für ihn darin, »dass jedes Element einer Gruppe nicht nur Gesellschaftsteil, sondern außerdem noch etwas ist«. ² Daraus folgert Simmel, dass der Einzelne zugleich in-

1 Ritsert, J., *Gesellschaft: Ein unergründlicher Grundbegriff der Soziologie*, Frankfurt a.M. 2000.

2 Simmel, G., *Soziologie*, 7. A., Frankfurt a.M. 2013, S. 51.

nerhalb wie außerhalb der Gesellschaft steht, oder anders formuliert, »die soziale Umfassung als solche betrifft eben Wesen, die nicht völlig von ihr umfasst sind.«³ Luhmann, das ist eine weitere These Ritserts, würde in die gleiche Richtung argumentieren. Der Begriff der »strukturellen Kopplung« betone, dass autopoietische Systeme dadurch Nahrung bekommen, dass sie gleichzeitig operativ geschlossen und doch der Umwelt verbunden sind.⁴

Der von Simmel entdeckte und von Luhmann vertiefte Überschuss durch Partialität bezieht sich zwar auf das Großkollektiv Gesellschaft, lässt sich aber auf jedes kleinere und mittelgroße Kollektiv übertragen. Das Mitglied des Tennisclubs ist »außerdem noch etwas« und kann dieses Außerdem zum Eintritt in den Schützenverein verwenden. Der mit jeder Mitgliedschaft verbleibende Überschuss kann in der Theorie unendlich oft angezapft werden, stößt in der Praxis aber irgendwann an bestimmte Grenzen, etwa wenn dem Individuum für weitere Mitgliedschaften Geld und Zeit fehlen. Basiskollektive, so ließen sie sich von der Multikollektivität her definieren, sind partielle Gleichheits- oder Übereinstimmungsparzellen, die sich von dem größeren Hintergrund der Ungleichheiten und Differenzen abheben.

1.1.2 Homo- und Heterogenität: die Gegenständlichkeit von Basiskollektiven

Doch, wenn wir die *Art der Gegenständlichkeit* von Basiskollektiven beschreiben wollen, müssen wir noch genauer sein. Nicht auf den inhaltlichen Gemeinsamkeiten basieren sie, wie es sich bisher anhörte, sondern genau genommen auf dem formal Gemeinsamen. Nicht dieses oder jenes konkrete Merkmal (Brillenträger) bzw. dieses oder jenes konkrete Verhalten (Tennispielen) ist damit gemeint, sondern die Merkmals- bzw. Verhaltens*übereinstimmung*. Sie legt den Grundstein für die besondere kollektive Realität.

3 Ebd.

4 Ritsert, J., *Gesellschaft: Ein unergründlicher Grundbegriff der Soziologie*, Frankfurt a.M. 2000, S. 87.

Mit Hilfe der meist unbewusst bleibenden Verfahren Abstraktion und Pauschalurteil werden Kollektive gebildet, was wir noch einmal am Beispiel Tennisclub rekonstruieren wollen. In einer solch scheinbar simplen Kollektivbildung steckt ein schönes Stück konstruktivistischer Arbeit. Das Kollektiv besteht aus Individuen, die ich bezüglich ihrer Merkmale in zwei Teile zerlege, in gemeinsame und gleiche Merkmale auf der einen und in differente und ungleiche auf der anderen Seite. Die Gemeinsamkeit ist der Tennissport, doch er wird nicht gleich ausgeübt. Denn der eine spielt oft, der andere selten; der eine spielt schlecht, der andere hingegen gut und nimmt an Turnieren teil. Das sind Unterschiede innerhalb der Gemeinsamkeit, die, damit sie zum Fundament taugt, homogenisiert, nivelliert, also gleich gemacht werden, was zu Pauschalurteilen führt.

Noch schlimmer, wie wir bereits hörten, ergeht es den Differenzen zwischen den Individuen: Sie werden einfach ausgeblendet. Anders formuliert, die Gemeinsamkeiten werden abstrahiert, sodass der umfangreiche und stark heterogene Rest verschwindet. Von den gesamten Merkmalen der Individuen bleiben oft nur Bruchstücke übrig. Beim Tennisspieler Hans Müller überlebt nur das Tennisspiel; dass er Orthopäde und Katholik ist, interessiert diese Kollektivbildung nicht. Im Club dominiert die Gemeinsamkeit des Tennisspielens, und erst außerhalb des Clubs sind die Mitglieder wieder Angestellte, Vegetarier, SPD-Wähler etc. Nur außerhalb von Kollektiven sind sie im Vollbesitz ihrer Multikollektivität.

Im Kollektivzustand gilt nur das kollektiv abstrahierte und angeglichene Gemeinsame, das ansonsten existierende Präkollektive (Orthopäde und Katholik) wird indes ausgeblendet. Um es zu wiederholen und auf die kollektive Gegenständlichkeit anzuwenden: Die Kollektivbildung beruht auf zwei unterschiedlich stark homogenisierenden Eingriffen. Der erste davon klammert die Mehrheit der individuellen Merkmale aus und reduziert die Individuen auf eine oder mehrere partielle Gemeinsamkeiten. Dieser starke Eingriff, der eine Abstraktion darstellt, reduziert die reale präkollektive Multikollektivität auf eine gewollte Einzel-Kollektivität, die ihrerseits pauschaliert ist. In einem zweiten milderen Akt der Homogenisierung, der zeitgleich mit

dem ersten abläuft, werden die für das Kollektiv konstitutiven Gemeinsamkeiten, die individuell verschieden ausfallen, gleich gemacht. Nochmals: Das Kollektiv entsteht, indem in einem Kraftakt der Abstraktion das stark Heterogene ausgeblendet, und das übrigbleibende schwach Heterogene nivelliert wird. Nur so, also mit Hilfe von zwei Pauschalierungen, kann Kollektivität erfasst werden. Die in der Einleitung formulierte These, dass Pauschalurteile Erkenntnisbedingungen von Kollektiven sind, ist damit erweitert und erhärtet.

Noch eine Beobachtung am Rande: Es bleibt unerheblich, ob die inhaltliche Gemeinsamkeit real ist oder nicht. Das Kollektiv derjenigen, die an Ufos glauben, wird durch die Gemeinsamkeit eines Irrglaubens gebildet, der aber insofern zu einer kollektiven Realität führt, als die Gesamtheit der Kollektivmitglieder ihn teilt. Eingebildet sind die Ufos, aber die Gemeinsamkeit dieser Einbildung ist es nicht. Auf diesem Grundstein könnte durch die Beifügung zusätzlicher Kollektivkomponenten weiter gebaut werden. Das Basiskollektiv könnte sich zum Vollkollektiv *Ufofreunde Mettmann e.V.* steigern und durch Gegenstände wie Satzung und Vereinslokal weitere Schichten kollektiver Realität hinzugewinnen.

Wenn das Basiskollektiv nicht einmal aus Merkmalen oder Gewohnheiten besteht, sondern nur aus ihren Übereinstimmungen, ist es dann überhaupt sinnvoll, von Kollektiven zu sprechen? Müssten sie nicht aus Einzelpersonen bestehen? Stellt es nicht eine unnötige Komplizierung dar, wenn man aus scheinbar rein persönlichen Merkmalen wie Kaffeetrinken und Tennisspielen Kollektive zaubert? Warum benennt man individuelle Merkmale wie den Beruf des Polizisten oder Verhaltensvorlieben wie die Leidenschaft fürs Boxen nicht als solche und schreibt sie persönlichen Einstellungen gut? Muss der Horizont des Individuellen überhaupt in Richtung Kollektiv überschritten werden? Dieses Bündel an Fragen blendet aus, dass überall auf der Welt Kaffeetrinker, Tennisspieler, Polizisten und Boxer zu finden sind. Durch diesen Umstand, der den Einzelfall in einer größeren Einheit aufhebt, erscheinen individuelle Merkmale als kollektive Realität.

Wenn ich zum Frühstück auf einen sauren Hering süßes Nutella streiche und statt des Kaffees Brennesselsaft trinke, fröne ich wahr-

scheinlich einer einmaligen Verhaltensvorliebe, die, das ist ihr Preis, meiner sozialen Einbindung, sollte ich davon erzählen oder, schlimmer noch, es öffentlich zelebrieren, nicht förderlich ist. Bei den individuellen Merkmalen und Verhaltensvorlieben gilt es also zu entscheiden, ob sie zu den Besonderheiten der Individualität gehören (Herings-Nutella) oder ob sie kollektiv eingebunden sind (Kaffeetrinken). Während das Besondere abschottet, integriert das Verbreitete und stellt soziale Bindungen her. Insofern ist es für den hier verfolgten Zusammenhang richtig, nicht von individuellen Vorlieben zu sprechen, sondern, wie geschehen, von kollektiven Gemeinsamkeiten.

Die Soziologen nähern sich dieser Problematik über das andere Extrem, nämlich über ein Zuviel an Kollektivität, indem für ein Bündel zusammenhängender Merkmale der Begriff *Sozialkategorie* benutzt wird.⁵ Genaugenommen bezeichnet er nicht einzelne Merkmale, sondern das absehbare Zusammentreffen (*clusters*) solcher Merkmale oder Merkmalsgruppen. Die Betrachtungsperspektive ist also nicht auf ein konkretes Einzel-Merkmal gerichtet (Polizist), sondern auf seine Affinität mit anderen Merkmalen (Beamtenstatus).

Soziale Kategorien sind Gruppen von Menschen, die im sozialen Miteinander häufig zusammengefasst gesehen, diskutiert und bewertet werden. Grundlage der Zusammenfassung kann ein äußerlich sichtbares Merkmal sein, wie Hautfarbe oder Geschlecht, oder eine geteilte Überzeugung wie die Religions- oder Parteizugehörigkeit, aber auch die Ähnlichkeit zu einem Typ von Mensch wie z.B. dem Typ »Karrierefrau«. Kategorien betreffen in der Regel Gruppierungen mit einem zeitlichen Bestand.⁶

Der erste Satz trifft insofern nicht zu, als Kategorien nicht Menschen bündeln, sondern menschliche Eigenschaften, die zu einander passen.

5 Hillmann, K. H., »Soziale Kategorie«, in: ders., *Wörterbuch der Soziologie*, 5. Aufl., Stuttgart 2007, S. 814.

6 Klauer, K. C., »Soziale Kategorisierung und Stereotypisierung«, in: Petersen, L.-E./Six, B. (Hg.), *Stereotype, Vorurteile und soziale Diskriminierung. Theorien, Befunde und Interventionen*, Weinheim 2008, S. 23-44 (S. 23).

Solche affinen Eigenschaften werden in Menschen-Typen (Karrierefrau) gefasst. Das ist ein sinnvolles Tun, das aber auch mit Hilfe des Begriffs Basiskollektiv erfolgen könnte. Dieser Begriff erfasst konkrete Einzelmerkmale, und wenn der Typus mit seiner Hilfe entstünde, dann geschähe das durch die Anhäufung affiner Basiskollektivzugehörigkeiten. Dieses langsamere Verfahren würde eine doppelte soziale Bindung vorführen, die nicht nur in der Merkmalsgruppe besteht, sondern bereits bei den Einzelmerkmalen beginnt. Nur wenn die Gemeinsamkeit möglichst vereinzelt herausgestellt wird, wie das Basiskollektiv es tut, erkennt sich das eine Individuum im anderen. Das Basiskollektiv Polizist zeigt eine engere soziale Bindung als die weitere Sozialkategorie Beamter.

1.1.3 Gemeinsamkeiten und Statistik

Noch ein letzter Aspekt. Gerade der Verzicht auf Kontakt macht Basiskollektive für bestimmte Wissenschaften interessant. Statistisch arbeitende Mediziner studieren schon lange Kaffeetrinker, um an ihnen mögliche Konsequenzen regelmäßigen Kaffeegenusses herauszufinden. Obwohl es ideale Bedingungen bietet, können die Forscher nicht beim Basiskollektiv ansetzen, weil sie nicht theoretisch arbeiten, sondern empirisch und dazu Menschen aus Fleisch und Blut benötigen. Kollektivwissenschaftlich formuliert soll geklärt werden, ob die konstitutive Primär-Gemeinsamkeit (Kaffeegenuss) kausale Sekundär-Gemeinsamkeiten verursacht (Herzinfarkt). Also muss man zum Träger der Gemeinsamkeiten, d.h. zum Individuum zurückkehren, wobei an die Hecken und Zäune zu gehen und irgendwelche Personen ins Labor zu bitten, nicht ausreicht. Die Zusammenstellung einer Kohorte folgt vielmehr strengen Regeln. Genau wie bei der gesetzlich festgelegten Körperschaft (z.B. Studenten) wird zuerst bestimmt, was einen Kaffeetrinker ausmacht und die Primär-Gemeinsamkeit könnte beispielsweise auf einen Liter Kaffee pro Tag festgelegt werden. In einem zweiten Schritt müssen Merkmale ausgeschlossen werden, die der Primär-Gemeinsamkeit Konkurrenz machen könnten wie etwa Nikotin- oder Alkoholkonsum. Das Ideal des Statistikers ist die Ver-

einzelung der Primär-Gemeinsamkeit, sodass alle zu entdeckenden Sekundär-Gemeinsamkeiten ihr zugeschrieben werden können. Dieses Ideal erfüllt das Basiskollektiv, das dafür aber den Preis zahlt, nur in der dünnen Luft der Abstraktion zu existieren. In der Empirie, der sich Studien bequemen müssen, wird das Ideal der Vereinzelung selbst bei gewissenhafter Kontrolle nicht erreicht. Schuld daran ist die immer wieder andere Multikollektivität der Individuen.

Neben der Vereinzelung muss die Kohorte als weitere Bedingung so gestaltet sein, dass sie die Gattung Mensch repräsentativ abbildet. Die dafür relevanten Subkollektive (Geschlecht, Alter, Einkommen) müssen in den angemessenen Proportionen vertreten sein. Des Weiteren wird der eigentlichen Testgruppe eine analog gebildete Kontrollgruppe aus Kaffeeverächtern gegenübergestellt. Nach zehn Jahren kommt die Studie zu dem Ergebnis, dass Kaffeegenuss das Herzinfarktrisiko um 12,8 % erhöht. Welches Verhältnis besitzt diese konkrete Zahl zur Wirklichkeit? Sie ist – dem Basiskollektiv nicht unähnlich – eine Abstraktion. Wenn der Leiter der Studie vom kaffeetrinkenden Individuum X angesprochen wird, ob es mit Herzinfarkt zu rechnen hat, kann der Befragte nur mit einer Wahrscheinlichkeit antworten, nicht aber mit Ja oder Nein. Für das individuelle Schicksal des Einzelnen ist das Ergebnis nicht relevant, wohl aber pauschal für die Gattung Mensch.

1.2 Kontakt

1.2.1 Kontakt und Kommunikation

Wie bereits aus- und vorgeführt, hängt die Kollektivart von den aktivierten Kollektivkomponenten ab. Mit der im vorausgehenden Kapitel besprochenen ersten Kollektivkomponente Gemeinsamkeit wird ein unterer Kollektivstatus erreicht, der eine abstrakte und deshalb recht leblose kollektive Realität darstellt. So richtig lebendig geht es erst zu, wenn die Kollektivkomponente *Kontakt* eine weitere kollektive Realitäts-schicht hinzufügt. Doch was genau, diese Grundfrage stellt sich zuerst, ist unter Kontakt im Sinne einer Kollektivkomponente zu verstehen?

Direkter gefragt, lässt sich kollektiv gesteuerter Kontakt von individuellem unterscheiden? Vor der Beantwortung dieser Frage muss jedoch, unabhängig von individuell oder kollektiv, der Begriff Kontakt erörtert und zu dem der Kommunikation ins Verhältnis gesetzt werden.

Die allgemeinste Bestimmung von Kontakt könnte lauten: Er findet statt, wenn sich Personen in sinnlicher Präsenz erfahren und sich, wie der Fachausdruck lautet, *face-to-face* erleben. Diese Erlebbarkeit ist reziprok und bildet das Fundament des Nachbarbegriffs *Kommunikation*, die als solche einen weiteren Schritt verlangt, d.h. eröffnet und gesondert gestaltet werden muss. Das kann einseitig geschehen und sich bei jeder der involvierten Personen graduell unterschiedlich niederschlagen. Entweder bleibt das Erleben des Gegenübers unschwellig und unbewusst und daher reaktionslos, oder aber es führt abgestuft zu Bewusstsein, dann Reaktion und schließlich gewollter Mitteilung. Mit anderen Worten verharret das Kontaktgeschehen entweder auf der bloßen Stufe sinnlicher Präsenz oder bequemt sich durch Augenkontakt und Lächeln zum Kommunikationseintritt und erreicht auf beiden Seiten die Stufe eines vollwertigen Austausches. Wie hoch der Vorgang steigt, ist hauptsächlich Sache der Individuen, die aber durch kollektive Regularien beeinflusst werden können. Die letzte Verantwortung bleibt indes immer beim einzelnen Ausführenden.

Auf der untersten Stufe werden zwar durch das Kontakterlebnis Signale empfangen, die aber unschwellig bleiben können und weder Bewusstsein noch Enkodierung der aktiv oder passiv gesendeten Zeichen auslösen müssen. Im Unterschied dazu zeichnen sich Aktionen auf der Kommunikationsstufe durch das Identifizieren von Signalen und ihrer Entschlüsselung aus, die mit eigenen Mitteilungen beantwortet werden. Es kommen auch Begegnungen vor, bei denen Person 1 auf der Kontaktstufe verharret, während Person 2 von der Kommunikationsstufe eifrig Signale sendet, die von 1 nicht als solche wahrgenommen werden. Ein Höhepunkt echter Kommunikation ist der Konflikt. Bei ihm kommt als inhaltliches Element ein Interessengegensatz hinzu, der das Kommunikationsgeschehen über das Übliche hinaus emotional befeuert. Soweit die theoretischen Überlegungen, die hiermit festlegen, dass Kontakt einerseits als Oberbegriff dient, der als solcher nicht zwi-

schen den Stufen unterscheidet, jedoch andererseits auch die unterste Stufe bezeichnet, um sie von der Kommunikationsstufe abzuheben.

Beide Stufen, die untere des Kontaktes wie die obere der Kommunikation lassen sich, um zur Ausgangsfrage zurückzukehren, sowohl kollektiv als auch individuell ins Werk setzen. Da sich Kontakt mit sinnlicher Präsenz begnügt, besitzt das Kollektiv genug Möglichkeiten, ihn einfach herzustellen, während Kommunikation ohne die Motivation mindestens zweier Personen nicht zustande kommt. Zur Kontakt-herstellung genügt eine konkrete Einladung an einen Ort, die sicherlich Begegnung herstellt, die sich aber nicht über *small talk* hinaus zur wirklichen Kommunikation entwickeln muss.

Wenn auf diese Weise die Wichtigkeit des Individuums überbetont wird, das ja nun einmal der letzte Initiator und Verantwortliche bleibt, kommt die Kollektivität von Kontakt und Kommunikation nicht in den Blick. Nur weil Kollektive aus Individuen bestehen, sollten sie nicht den Blick auf die in Gemeinsamkeit gründende Gruppierung verstellen. Man sollte die Entscheidung dem Einzelfall überlassen und das Verhältnis lieber in der Schwebe einer Dynamik erblicken, die sich mal hierhin, mal dorthin neigt. Sollte sich dieser Schwebezustand für die zu behandelnden Fragen als hinderlich erweisen, können wir ihn immer noch durch eindeutigere Festlegungen ersetzen.

1.2.2 Kontaktdynamik 1: Kontaktinseln

Beginnen wir mit einem Beispiel. Bei jedem Flug wird die Kabine, wenn sie sich mit Passagieren füllt, zum kollektiven Kontaktraum. Warum kollektiv? Durch die Gemeinsamkeit, dass die Fluggäste, sagen wir, von München nach Hamburg unterwegs sind, bilden sie eine Kollektivart, die sich gegenüber der entindividualisierten Teilnahmeoffenheit des Basiskollektivs durch Teilnahmegeschlossenheit unterscheidet. Dieses Kollektiv der *ticket-holders* – das aber schon mehr darstellt als das der Kaffeetrinker – ist immer noch anonym, gibt diese Anonymität aber mit Betreten der Kabine preis. Denn jetzt greift eine zweite Gemeinsamkeit, nämlich die, dass man sich zur gleichen Zeit am gleichen Ort befindet. Da sie ungewollt eintritt, aber einen unvermeidbaren Neben-

effekt des gewollten Ortswechsels von München nach Hamburg darstellt, wird den Individuen das Kontakterlebnis sozusagen aufgezwungen. Es geht nicht auf ihr Begehren zurück, sondern ist dem Kollektiv geschuldet. Durch diesen unfreiwilligen Kontakt wandelt sich das Basiskollektiv zum *Sozialkollektiv*. Das geschieht in zwei Schritten. Zum einen wird die Entindividualisierung durch Passagierlisten überwunden, und zum andern verlieren diese durch das Betreten der Maschine auch noch ihre Anonymität und werden zu vollwertigen Individuen, die in Kontakt treten.

Kontakt, wie eben dargestellt, bedeutet noch keine Kommunikation, sondern nur die Möglichkeit dazu. Damit die höhere Stufe der Kommunikation stattfindet, bedarf es allerdings individueller Initiativen, die höchst unterschiedlich ausfallen. Es wird nicht lange dauern, bis eine bestimmte Anzahl von Sitznachbarn einen *small talk* beginnt und sich Kontaktinseln bilden, die unsystematisch den Raum durchziehen. Diese Kontaktinseln sind eine erste, fast natürlich zu nennende kontaktdynamische Variante, die den Schwebezustand zwischen Individuum und Kollektiv perfekt verdeutlicht.

Wenn die Stewardess die Sauerstoffmasken erklärt, ändert sich der Zustand zugunsten des Kollektivs, das die Kommunikation durch Kollektivsteuerung jetzt formalisiert. Die kollektiv-lastige Variante der Kontaktformalisierung bewirkt, dass für den Zeitraum der Ansage die Inseln verstummen, um nach Beendigung der Demonstration wieder aufzutauchen.

Auch äußere Ereignisse können in das Kontaktgeschehen eingreifen. In unserem Beispiel könnten das Flugturbulenzen sein, die, da von allen Passagieren erlebt, als dritte Gemeinsamkeit zu verbuchen wären. Sie werden den Kontaktumfang erweitern, indem selbst ernannte Cheerleader mehr oder weniger witzige Kommentare zum Besten geben und laut in die Menge rufen: »Sportlich gefedert wie mein Porsche!«. Diese Kontaktvariante des äußeren Ereignisses startet eine Kommunikation mit erweitertem Kontaktumfang – es beteiligen sich mehr – und bestimmt dessen Thematik. Wenn die Erschütterungen bedrohlicher werden, steigt der Kollektivstatus, indem eine weitere Kollektivkomponente hinzutritt: die Entstehung eines Kollektivbe-

wusstseins, das in einem Solidaritätsempfinden gipfelt. Mit und ohne Kommunikation erlebt man sich als Schicksalsgemeinschaft, denn das vorher Weggelachte, wird jetzt Ernst. Es wird lauter gesprochen, und die ehemaligen Kontaktinseln lösen sich in größeren Einheiten auf, bis mehr oder weniger alle Passagiere sich beteiligen. Diese Total-Kommunikation könnte zu Interventionen ausufern und dazu führen, dass eine Abordnung ins Cockpit geschickt wird, um bei den Piloten eine Änderung der Flughöhe zu erwirken.

Kollektivtechnisch gesehen, hat sich damit Folgendes abgespielt: Zu der ersten Gemeinsamkeit, von München nach Hamburg zu fliegen, die aufgrund der feststehenden Teilnehmerzahl schon kein reines Basiskollektiv mehr war, gesellte sich die zweite Gemeinsamkeit des Aufenthalts zur gleichen Zeit am gleichen Ort hinzu, wodurch die Kollektivkomponente Kontakt ins Leben gerufen wurde. Durch die jetzt gewährleistete reziproke Erlebbarkeit der das Kollektiv ausmachenden Individuen ergab sich ein vollwertiges Sozialkollektiv. Durch die dritte Gemeinsamkeit (Turbulenzen) verfestigt sich der Kollektivstatus und bekommt eine weitere Schicht hinzu. Aufgrund der Bedrohlichkeit der Turbulenzen entstehen Kollektivbewusstsein und Solidarität, was das bis dahin noch lockere Sozialkollektiv zu einer Schicksalsgemeinschaft zusammenschweißt. Das hat Folgen für den Kontaktumfang. Wenn die Sitznachbarn zunächst Kontaktinseln bildeten, verschmilzt der Kontakt nun zu einer Gesamtkommunikation. Der Fahrgastraum wandelt sich zum Versammlungsort. Die neue Schicht aus Kollektivbewusstsein und Solidarität hat noch weitere Auswirkungen: Sie macht das Kollektiv zum Akteur, der selbständig handelt. Im Schutz der Gemeinschaft fühlt man sich stark genug, sozusagen beratend auf den Flugablauf einzuwirken. An diesen dynamischen Vorgängen sind, in unterschiedlichen Graden zwar, beide Parteien, Individuen und Kollektiv, beteiligt.

1.2.3 Kontaktdynamik II: Kontaktkontrolle und Kontaktformalisierung

Sehen wir uns zwei weitere Varianten der Kontaktdynamik an. Die erste ist die seltene der kollektiven *Kontaktkontrolle*. Stellen wir uns ei-

ne Horde männlicher Halbstarker vor, die, drapiert um einen Kasten Bier, einen öffentlichen Stadtplatz unsicher machen. Diese Art von *peer group* zeichnet sich dadurch aus, dass die Dazugehörenden ihre noch ungesicherte Männlichkeit beweisen müssen, indem sie dabei unter dem Druck des gegenseitigen Rivalisierens stehen, was durch die öffentliche Begegnungssituation verschärft wird. Den Jugendlichen wird abverlangt, unter Verzicht auf Enthusiasmus und Verve Coolness zu demonstrieren. Die grundlegenden Gemeinsamkeiten des Kollektivs, männliches Geschlecht und pubertäres Alter, bestimmen Form und Inhalt von Kontakt und Kommunikation. Diese Gemeinsamkeiten legen fest, worüber man spricht (sexuelle und sportliche Erfolge, wagemutige Eskapaden, provozierende Auftritte) und auf welche Weise das zu geschehen hat (Lässigkeit).

Die Kollektivart ließe sich über die Komponente *Distinktion* beschreiben, die noch genauer behandelt werden wird (s.u. 1.4.2). Sie wirkt sich durch Absonderung von allem Normalem aus und will dadurch auffallen. Die gewollte Andersartigkeit ist strikt verordnet und muss sich über Aufmerksamkeit erregende, provokante Handlungen äußern. Obwohl es die Individuen sind, die das schockierende Verhalten an den Tag legen, kommt es auch über Kollektivdruck zustande, der gleichzeitig zwingt und hilft. Die distinktive Forderung, sich anders zu verhalten als die Mehrheit, also gleichsam mit der Menschheit zu brechen, lastet schwer auf den Individuen und kann nur mit Unterstützung der Gemeinschaft geleistet werden. Der Bruch mit der Außenwelt verlangt als Ersatz einen inneren Zusammenschluss. Für Pubertierende, denen es noch an Selbstbewusstsein fehlt, gilt das umso mehr. Die meisten Distinktionskollektive, besonders die militanten, üben mit Hilfe der Unterscheidungspflicht Kontaktkontrolle aus, wenn auch auf verschiedene Art und Weise und abhängig von der Situation. Zu dieser Kollektivart gehören vor allem Sekten, Esoteriker, sowie politische Aktionisten und Extremisten. Des Weiteren wären kriminelle Clans zu nennen und vielleicht auch Fußballclubs und deren Fans. In Corona-Zeiten macht eine Sonderform von sich reden, die »Querdenker« und Verschwörungstheoretiker, deren propagierte An-

dersartigkeit allerdings noch nicht einheitlich und geschlossen genug ist, um Kontaktkontrolle aufrecht zu erhalten.

Die gängigste Variante der Kontaktdynamik ist die *Kontaktformalisierung*, die meistens von der Hülle ihren Ausgang nimmt. Wie das folgende Kapitel erörtern wird, sind unter der Kollektivkomponente Hülle einzelne Regeln und ganze Ordnungen zu verstehen, denen sich Kollektive bewusst und freiwillig unterwerfen. Die Satzung eines Tennisclubs wäre eine solche Hülle, die jedem neuen Mitglied beim Eintritt in den Club präsentiert wird. Auf den Bereich Kontakt bezogen, sorgen Hüllen mehr oder weniger streng für formale Kommunikation. Wie die Satzung vorschreibt, hält jeder Tennisclub jährlich eine Mitgliederversammlung ab. Für dieses Ereignis sind bestimmte Kontaktformen und Kontakthalte vorgeschrieben. Unter Wahrung einer Frist sind alle Mitglieder einzuladen, und der Einladung ist eine Tagesordnung beizufügen. Sie enthält neben Routinepunkten (Finanzen, Entlastung des Vorstandes und Wahlen für Ämter) die besonderen Konflikte, die sich übers Jahr ergeben haben. Diese Konflikte wie der Dauerbrenner Platzreservierung müssen durch einen genau definierten Abstimmungsmodus gelöst werden. Oft werden Konflikte durch solche Formalisierungen entschärft und halten das Kollektiv am Leben. Zu einem wirklich reziproken Kommunikationsereignis wird die Versammlung aber nur für jene Minderheit an Mitgliedern, die persönlich erscheinen, sich zu Wort melden und Ämter übernehmen. Diese Minderheit, die sich kümmert, tut dem Kollektiv aber nicht immer gut.

Bei staatlichen Institutionen erfolgt die Kontaktformalisierung meist über eine Festlegung des *Kommunikationswegs*. Da Ämter und Verwaltungen in Organisationseinheiten aufgeteilt sind, muss die Kommunikation den Zusammenhalt zweifach sichern, zum einen dass die Teile von einander erfahren, was in ihnen vor sich geht, und zum anderen sollte jeder wissen, welchen Kurs die Behördenleitung steuert. Wenn der Professor einer Universität dem Rektor oder, höher noch, dem Minister ein Anliegen vortragen möchte, darf das nur auf dem sogenannten »Dienstweg« geschehen. D.h. die ganze, sich über dem Professor auftürmende Hierarchie muss dergestalt unterrichtet werden, dass man das Schriftstück von einem Vorgesetzten zum nächst

höheren weiterreicht. Diese *Kettenkommunikation* ist umständlich, hat aber den Vorteil der Transparenz. Durch die Weitergabe von Station zu Station wissen alle relevanten Entscheidungsträger um den kommunizierten Vorgang. Die Kollektivkräfte einer sinnvollen Hülle erschweren bei staatlichen Kollektiven Vetternwirtschaft.

Im Unterschied zum Linienflug ist bei einem Tennisclub die Schaffung eines Kontaktraumes kein unfreiwilliger Nebeneffekt. Nicht nur Tennisplätze stellt der Club zur Verfügung, sondern auch ein Clubhaus, das bewirtschaftet wird, um der Geselligkeit zu dienen. Dass diese gewollt ist und als zweite Gemeinsamkeit zählt, zeigt sich am Status passiver Mitgliedschaft. Sie berechtigt nur zur zweiten Gemeinsamkeit, also zum Kontakt, nicht aber zur Teilhabe an der ersten, dem Tennissport.

Was beim Tennisclub als Nebenfunktion mitläuft, rückt bei anderen Kollektiven zum Hauptmerkmal auf. Solche Kollektive stellen Kontakträume und Kontaktanlässe zur Verfügung. Dem Anglisten fallen dazu die englischen Clubs des 19. Jahrhunderts ein, in denen sich die männliche Oberschicht traf. Diese Kollektive stellten Clubräume mit Gastronomie bereit und standen den Mitgliedern ohne Anmeldung und Anlass immer offen. Wenn der Mann von Welt nicht alleine speisen wollte, ging er in seinen Club und hatte sofort Gesellschaft. Entscheidend dabei war, wer sich traf, und, um zu gewährleisten, dass man zu einander passte, schottete man sich durch selektive Aufnahmeverfahren ab. Das Eintritt begehrende Mitglied musste zwei Bürgen nennen, die für seine Herkunft und seinen Leumund geradestanden. Diese und andere Eintrittsbeschränkungen sorgten dafür, dass ein bestimmtes homogenes Segment, nämlich die männliche Oberschicht, unter sich blieb. Der Club präsentierte ein permanentes, aber nicht verpflichtendes Kontaktangebot – man ging nur hin, wenn man Lust hatte – und stellte sicher, dass, wenn Nachfrage nach diesem Angebot bestand, es standesgemäß wahrgenommen wurde.

Solche Kollektive, deren Hauptfunktion im Kontaktangebot besteht, gibt es auch in prosaischeren Formen. Man braucht nur an die Stammtische deutscher Wirtshäuser zu denken. Ein Stammtisch basiert auf der lockeren Verabredung einer nicht scharf umgrenzten

Personengruppe, sich an einem bestimmten Tag der Woche zu einer bestimmten Uhrzeit am reservierten Tisch einer Gaststätte zu treffen. Genau wie der Club bietet die Institution Stammtisch die genannten Annehmlichkeiten: Einerseits weiß ich, was und wer mich erwartet, gehe andererseits aber nur hin, wenn ich Zeit und Lust habe. Die erste Annehmlichkeit, dass man Seinesgleichen trifft, also Individuen, die man schätzt, wird anders als beim englischen Club nicht durch Eintrittsbeschränkungen gesichert, sondern gruppendynamisch erledigt. Dass Stammtische Hüllen aufweisen, wäre zu viel gesagt. Als Basis fungiert zwar eine Verabredung, die schriftlich nicht fixiert, von einem »harten Kern« aufrechterhalten wird. Außerhalb dieser engeren Gruppe zeigen sich ausfransende Ränder mit Personenfluktuation. Neue Mitglieder stoßen einfach dazu und versuchen über die Ränder zum Kern aufzusteigen, d.h. sie werden ohne Absprache sozusagen zur Probe aufgenommen und müssen sich bewähren. Tun sie es nicht, bleiben sie am Rand und werden durch Kontakterschwerung, d.h. durch indirekte Zeichen fehlender Sympathie solange verunsichert, bis sie ihre Besuche einstellen.

1.2.4 Kontaktdynamik III: Präkollektivität und Segmentierung

Zurück zum Hauptthema: Zu Beginn dieses Kapitels hatten wir es abgelehnt, zwischen Kollektiv- und Individualkräften kategorisch zu unterscheiden. Stattdessen haben wir sie als aufeinander bezogene Teile einer Kontaktdynamik, die in vielen Varianten auftreten kann, betrachtet, was dem so kompliziert verwobenen Urverhältnis der Pole Kollektiv und Individuum eher gerecht wird. Bei der Erörterung von drei Varianten (Kontaktinseln, Kontaktformalisierung, Kontaktkontrolle) ist ein entscheidender Aspekt allerdings ausgespart worden, der einen kategorialen Unterschied zwischen Individuum und Kollektiv zuließe. Während sich das Kollektiv mit den Gemeinsamkeiten begnügen muss, kann das Individuum auf den Reichtum des *Präkollektiven* zurückgreifen, wie in Kürze erklärt wird.

Das Individuum, so hatten wir im ersten Kapitel unter dem Stichwort »partielle Partizipation« ausgeführt, ist durch die Teilhabe an Ge-

meinsamkeiten in einer stattlichen Reihe von Kollektiven verankert. Diese Verankerung ist jeweils partiell und erfasst nicht die Totalität der Einzelperson. Die Mitgliedschaft im Tennisclub bindet das Individuum an die Ausübung des Sportes und die Zahlung des Beitrags, ansonsten ist es frei und die Welt steht ihm offen. Dieses Offene erfasste der bereits erwähnte Sozialphilosoph Simmel im Begriff »Überschuss«. In ihm sind alle individuellen Gegebenheiten gebündelt, die durch den Kontakt freigesetzt werden können. Eine Schicht des Überschusses besteht in den anderen Kollektivzugehörigkeiten des Individuums. Man fasst sie in den Begriff der individuellen *Multikollektivität*. Dieser Begriff, um es zu wiederholen, weist daraufhin, dass jedes Individuum vielen Kollektiven angehört. Frau Müller ist Deutsche, Generation Jahrgang 1967, Akademikerin, Joggerin, bio-gläubig und Hobby-Pianistin. Die Kollektivzugehörigkeiten der Multikollektivität treten in zwei Aggregatzustände auf, Latenz oder Virulenz. Wenn Frau Müller joggt, ist die Kollektivzugehörigkeit Joggen virulent; übt sie aber ihren Beruf als Richterin aus, fällt das Joggen in die Latenz zurück. Das Verhältnis von Latenz und Virulenz wird gerne mit Hilfe der Eisberg-Metapher veranschaulicht. Über Wasser sichtbar ist die Gemeinsamkeit (Kaffetrinken, Tennis), die das Kollektiv ausmacht und für Homogenität sorgt. Unter Wasser verborgen ruht sie auf einem Gebirge aus Unterschiedlichkeiten bzw. *Heterogenitäten*. Durch Kontakt und Kommunikation eröffnen sich Blicke in diese Unterwasserwelt. Sie soll *präkollektiv* heißen, denn sie liegt dem jeweiligen Kollektiv voraus, bzw. ist von ihm unabhängig. Ehe es in den Tennisclub eintrat, war Individuum Meier schon Bäcker, evangelisch und wählte CSU. Mit dem Clubeintritt haben diese Merkmale nichts zu tun, werden aber sozusagen eingeschmuggelt. Durch Kontakt und Kommunikation können sie sichtbar werden und sich beispielsweise bei der Bildung von Kontaktinseln auswirken. Das Individuum kann also zwischen den Ebenen Kollektivität und Präkollektivität wechseln. Kommt bei Frau Müller der Klavierlehrer, rückt die Kollektivzugehörigkeit Pianistin in die Kollektivität, um beim anschließenden Joggen auf den Zustand Präkollektivität zurückzufallen.

Der Wechsel der Aggregatzustände gelingt der Kommunikation einfach und schnell durch bloße Themenwahl. Ohne den Schläger aus

der Hand zu nehmen, kann Frau Müller ihrer Tennispartnerin von ihrem gestrigen Klavierspiel berichten. Durch eine bloße Gesprächswendung wird Frau Müllers Zugehörigkeit zum Kollektiv der Pianisten auch im Tennisumfeld sichtbar, und somit öffnet Kontakt die partielle Gemeinsamkeit zur kommunikativen Ganzheit. Je nach Gesprächsverlauf überwinden einzelne Kollektivzugehörigkeiten den Status der Latenz und treten virulent an die Kollektiv-Oberfläche. Kontakt gibt den Blick auf Teile der Multikollektivität frei, indem durch den zufälligen Verlauf des Gesprächs einzelne Zugehörigkeiten – im wahrsten Sinne des Wortes – zur Sprache kommen. Angestoßen durch Assoziationen schwimmen Einzelheiten der Unterseite wie abgebrochene Stücke vom Eisberg nach oben.

Um noch einmal den turbulenten Linienflug von München nach Hamburg zu bemühen: Ausgehend von den Turbulenzen berichte ich meinem Sitznachbarn von einer Flugreise mit dem SPD-Ortsverein, bei der die Maschine so heftig geschüttelt wurde, dass Trinkbecher durch die Kabine flogen. Aus Anlass dieser Assoziation habe ich aus dem präkollektiven Teil meiner Multikollektivität ein Merkmal offenbart, meine politische Präferenz. Sollte mein Sitznachbar CDU wählen, hätte diese unnötige Offenbarung Konsequenzen, und die aufkeimende Sympathie erstirbt. Neben der Homogenität Linienflug ist ein Partikel Heterogenität aufgetaucht, was die mit meinem Sitznachbarn formierende Kontaktinsel gefährden könnte. Wir sehen daran: Während die Komponente Gemeinsamkeit Homogenität sichert, bringt die Komponente Kontakt Heterogenität ins Spiel.

Das friedliche Nebeneinander der Kontaktinseln ist kein Garant für Harmonie. Nehmen wir an, die Business Class unseres Fliegers von München nach Hamburg ist mehrheitlich mit arabisch sprechenden Geschäftsleuten besetzt, und in der Economy Class befinden sich fünf AfD-Funktionäre. Aufgrund der Zahlen bilden Araber und Rechtspopulisten sozusagen Neben- oder Unterkollektive, die wir *präkollektive Segmente* nennen wollen. Solange sie nicht als solche bemerkt werden, sind sie latent und harmlos. Durch die Beschwerde eines AfDlers, dass sich die Stewardessen zu lange bei den Muslimen in der Business Class aufhielten, tauchen präkollektive Segmente über der Wasseroberfläche auf

und werden als Minderheits-Gemeinsamkeiten virulent. Kontakt und Kommunikation machen die vorher unsichtbare Segmentierung sichtbar. Durch den polarisierenden Kommentar, der zwei Gemeinsamkeiten, die Beförderungsklasse und die Nationalität, nicht nur bewusst macht, sondern korreliert, wird die immer schon vorhanden gewesene Aufteilung des Ursprungskollektivs Flugpassagiere in vier Segmente sichtbar. Als da sind: die Araber der Business Class, die rechten Politiker der Economy Class und die Neutralen beider Klassen. Latent war diese Segmentierung von Anfang an vorhanden, doch die Beschwerde hob diese Tatsache ins Bewusstsein und machte es virulent, wodurch sich alles veränderte. Die Kontaktinseln werden durch *Segmentkommunikation* ersetzt. Die Araber, die nicht als Gruppe reisten, solidarisieren sich und werden so den gemeinsam reisenden Rechtspopulisten ebenbürtig, sodass auch Angehörige des neutralen Segments Partei ergreifen. Was geschieht dadurch mit dem Ursprungskollektiv? Die durch die Gemeinsamkeit gestiftete Gesamt-Übereinstimmung wird durch konkurrierende Segment-Übereinstimmungen geschwächt. Jetzt liegt Spannung in der Luft, welche die Kohäsion aufkündigt, sodass die Passagiere froh sind, wenn sie die Maschine verlassen können.

Der gerade beschriebene Vorgang zieht seine Energie aus der Häufung einzelner präkolektiver Merkmale, die als harmlose Individualgegebenheiten mit an Bord kamen. Ein einzelner Araber oder AfDler hätte schwerlich diese Art der Energie entfalten können.

Etwas anders liegt der Fall in folgendem Beispiel einer jetzt *kollektiven Segmentierung*. Wir versetzen uns in die Jahresversammlung des Tennisclubs. Beim Tagesordnungspunkt »Aufstieg der ersten Mannschaft in die Landesliga« schlagen die Wellen hoch. Eine ehrgeizige Minderheit will die erste Mannschaft fördern, was die Mehrheit ablehnt. Der Streit, der entsteht, wird durch die Kontaktformalisierung der Kollektivkomponente Hülle nicht verhindert, wohl aber formal auf den Weg einer Lösung gebracht. Sie erfolgt friedlich durch die vorgeschriebene Abstimmung, deren Ergebnis aber das Kollektiv auf den Kopf stellt. Die Mehrheit lehnt die sportliche Aufrüstung ab und schreibt damit Clubgeschichte. Man bleibt, was man war, ein ehrgeizloses Freizeitkollektiv für Hobbysportler, was zur Folge hat, dass

die besten Spieler, denen die Förderung verweigert wurde, den Club verlassen. Das Kollektiv hat sich also verändert, und Kontakt und Kommunikation hatten nicht trotz, sondern gerade wegen der Reglementierung durch die Hülle Anteil daran. Da das Segment nicht aus dem präkollektiven Fundus schöpfte, sondern direkt aus der Gemeinsamkeit Tennissport hervorging, haben wir es mit einer kollektiven Segmentierung zu tun.

Soweit Einblicke in die Kollektivkomponenten Kontakt, die sich nur schwer systematisieren lässt. Es ist eine fluide Komponente, die vom Individuum ausgeht und durchs Kollektiv gerahmt wird, um aber zu jeder Zeit aus dem Rahmen fallen zu können.

1.3 Hülle

Kollektive können sich mit dem eigenen Kollektivstatus beschäftigen und übereinkommen, ihm eine bestimmte Form zu geben. Solche Formen sollen als *Hülle* bezeichnet werden. Hüllen sind formale Regulierungen, die auf Absprachen im Innern oder Verfügungen von außen beruhen, und die sozusagen für sich, d.h. in ihrer Hüllenhaftigkeit definiert sind. Sie werden – deshalb Hülle – den Kollektiven übergestülpt. Wenn ich mein Smartphone in einem Futteral bei mir führe, stecken zwei unabhängig voneinander existierende Gegenstände in meiner Jackentasche, das Handy und das Futteral. Diesen besonderen Umstand soll die Metapher Hülle ankündigen: Hülle und Kollektiv verbinden sich zwar, bleiben aber voneinander unabhängig. Das zeigt sich auch daran, dass in diesem Bereich der Rechtsstaat auftritt und den Kollektivmitgliedern oder solchen Personen, die Kollektive gründen wollen, verschiedene Hüllen zur Auswahl anbietet sowie bereits konkretisierte Hüllen kontrolliert.

Hüllen treten in unterschiedlicher Stärke auf. Schwache Hüllen beruhen auf informeller Eigeninitiative der Kollektivmitglieder, die übereinkommen, eine bestimmte Gemeinsamkeit bzw. ein Gleichverhalten regelmäßig zu pflegen. So könnte sich beispielsweise eine Gruppe von Senioren verabreden, einmal im Monat gemeinsam zu wandern,

wobei die Organisation alphabetisch reihum gehen soll. Die wandernden Senioren mögen dem Auge des Gesetzes noch entgehen, aber, was viele gar nicht wissen, schon eine Fahrgemeinschaft erfüllt die Bedingungen einer »Gesellschaft des bürgerlichen Rechts« (GbR). Sie ist die schwächste Form der starken rechtlichen Hülle. Vier Nachbarn, die in derselben Firma arbeiten, verabreden sich formlos zu einem *car sharing*: Montags fährt Nachbar 1 die anderen drei mit seinem Auto zur Firma, Dienstag Nachbar 2 usw. Gemäß dieser Verabredung, die im Wirtshaus mit einem Umtrunk besiegelt wurde, übernahm jeder der Beteiligten die schuldrechtliche Bindung, an einem Tag in der Woche die anderen in seinem Auto zu chauffieren. Das bedeutet, wenn der Dienstag-Nachbar vorsätzlich oder fahrlässig seine Pflicht versäumt, können die anderen, was wahrscheinlich niemand von ihnen weiß, auf Schadenersatz klagen und die Verrechnung der Benzinkosten vor Gericht erstreiten. Die gegenseitige Verpflichtung schafft ein, wie die Juristen sagen, »Innenverhältnis«, und schon dieser Begriff zeigt, dass die Fahrgemeinschaft ein dickwandiges Kollektiv bildet, das dem einzelnen Mitglied Pflichten auferlegt.

Im Gegensatz zur GbR erfordert die Gründung eines Vereins (Tennisclub) eine förmliche Willenserklärung der Mitglieder, die eine Satzung oder Geschäftsordnung umfassen muss. Die Hülle dieser Gründung lässt sich durch eine gesonderte Beantragung der Rechtsfähigkeit verstärken, wobei das dafür zuständige Amt insbesondere die Satzung unter die Lupe nimmt. In ihr legt das Gründungsdokument die »körperschaftliche« Organisation fest, welche die Instrumente Mitgliederversammlung und Mehrheitsprinzip enthalten muss. Da beim Verein Entscheidungen mit Hilfe dieser Instrumente fallen, kann er nicht mit einer Stimme sprechen und ist nicht direkt handlungsfähig. Daher bedarf es einer Geschäftsführung, die als Vertretung agiert. Für ihre Handlungen steht zunächst die Privatperson des Geschäftsführers gerade, und erst über seine »Entlastung«, welche die Mitgliederversammlung ausspricht, werden sie zu solchen des Kollektivs, das jetzt haftet.

Die Dick- oder Dünnwandigkeit der Hülle lässt sich auch über die Begriffe Innen- und Außenregulierung erfassen. Das Kollektiv der Wandersenioren ist dünnwandig umhüllt, da es sich keine formali-

sierten Zwänge auferlegt. Ihm genügt die eigeninitiativ formlose, nur wenige Punkte umfassende Innenregulierung. Dem gegenüber verbindet der eingetragene Tennisclub Innen- mit Außenregulierung. Die Innenregulierung erfasst, was die Mitglieder selbst wollen, doch dieses Wollen muss sich der Außenregulierung der gesetzlichen Vorgaben bequemen, insbesondere wenn Rechtsfähigkeit beantragt wurde. Ganz anders und rein fremdbestimmt ist die Hülle des Kollektivs deutsche Studentenschaft, der eine »Körperschaftsverfügung« zugrunde liegt. Wer und was ein Student ist, bestimmt nicht dieser selbst, sondern eine Verordnung, die Bedingungen nennt (er muss das Abitur haben und an einer Uni eingeschrieben sein). Eine solche weitgehende Fremdbestimmung, die von außen über den Kopf der Betroffenen hinweg reguliert, führt zu einer eminent starken Hülle. Ein Sonderfall der Fremdregulierung wäre das *unselbständige Kollektivsegment*. Als solches ließen sich die Abteilungen eines Konzerns (Vertrieb, Marketing, Controlling, Management etc.) bezeichnen, die zwar einerseits selbständig sind, andererseits aber passgenau in den Gesamtbetrieb gehören, sodass sie im Endeffekt ihre Gestalt von der Umhüllung durch das Gesamtkollektiv empfangen. Das gleiche gilt für alle Abteilungen staatlicher und sonstigen Verwaltungen. Bei Segmentkollektiven sind Innen- und Außenregulierung miteinander verwoben.

Je dickwandiger die Hülle, desto deutlicher tritt ihre vom Kollektiv abziehbare Eigenexistenz hervor. Mag die *Innenregulierung* noch genuiner Bestandteil des Kollektivs sein, so kommt durch die *Außenregulierung*, die ja erst einmal fremdbestimmt ist, etwas nicht genuin zum Kollektiv Gehörendes hinzu. Das Gesellschaftsrecht gibt solche Hüllen vor, die unabhängig vom spezifischen Kollektiv immer gleichbleiben und vielen Verwendungen offenstehen. Je dickwandiger die Hülle, das wäre ein weiterer erhellender Gedanke, desto größer wird die Autonomie des Kollektivs gegenüber seinen Mitgliedern. Was dieses Verhältnis betrifft, so weiß man inzwischen, dass das Kollektiv mehr ist als die Summe seiner Mitglieder, doch nur wenigen ist klar, worin dieses Mehr besteht. Worin besteht das Mehr des kontaktlosen Kollektivs Kaffeetrinker? Diese Frage lässt sich nicht beantworten. Das Mehr des Kollektivs der Flugzeuginsassen könnte im Kontakt und der möglichen

Gruppendynamik bestehen. Sobald sich aber eine Hülle um ein Kollektiv legt, besteht das Mehr vor allem in ihr. Was die Hülle bewirkt, zeigt ein Vergleich zwischen den rechtlichen Konstrukten GbR und Verein.

Die GbR, so verfügt das BGB, steht und fällt mit den sie gründenden und ausmachenden konkreten Personen. Mitgliederwechsel ist ausgeschlossen bzw. wäre, wenn er erfolgte, als Neugründung zu bewerten. Tritt einer aus oder stirbt jemand, löst sich das Kollektiv auf und muss sich, wenn gewollt, mit anderem Mitgliederbestand neu formieren. Es wird im BGB weiter verfügt, dass Beschlüsse Einstimmigkeit voraussetzen, die im Namen des Kollektivs von jedem beliebigen Mitglied ausgeführt werden dürfen (»Selbstorganschaft«). Da keine Rechtsfähigkeit besteht und Rechtsgeschäfte (»Außenverhältnisse«) daher ausgeschlossen sind, gibt es für die GbR trotz der Handlungsfähigkeit wenig zu tun.

Im Gegensatz dazu überdauert der Verein, ob formal »eingetragen« (e.V.) oder nicht, das Ausscheiden von alten und den Eintritt von neuen Mitgliedern. Dieses Phänomen nennt die Rechtswissenschaft »Ver selbstständigkeit«. Mit größter Deutlichkeit verweist dieser Terminus auf den Tatbestand, dass ein ausreichend formalisiertes Kollektiv Eigenständigkeit besitzt und von den jeweiligen konkreten Mitgliedern unabhängig ist. Es besteht länger als jene, die es doch ausmachen. Sobald das Kollektiv zur »juristischen Person« wird, sorgt diese von außen übergestülpte, im Gesellschaftsrecht vorgefertigte Hülle für eine weitere Standfestigkeit, die von den Mitgliedern unabhängig ist. Der Verein fällt Mehrheitsentscheidungen, die einer Minderheit missfallen. Trotz dieses Missfallens, wird die Minderheit von der Haftung nicht ausgenommen. Das Mehr des Kollektivs bedeutet also ein Weniger des Individuums. Zwar muss es nicht alle Individuen treffen – wir erinnern uns an die knappe Entscheidung des Tennisclubs gegen die Förderung der ersten Mannschaft – aber grundsätzlich gilt die Erkenntnis: Je stärker und unabhängiger die Hülle, desto größer der Autonomieverlust der Mitglieder.

Ein Sonderfall ist das *Korporationskollektiv*. Darunter soll ein Kollektiv verstanden werden, das bestimmte Gemeinsamkeiten als Aufnahmebedingungen fordert und ihre Einhaltung kontrolliert. Diese Kon-

trolle setzt als Hülle eine Verwaltungsinstanz auf der Ebene eines Dachkollektivs voraus – von dieser Form des Kollektivs später – die in einem Verwaltungsakt die Mitgliedschaft ausspricht oder entzieht. Auf diese bürokratische Weise entsteht, wie bereits erwähnt, das korporative Kollektiv Studenten, wohingegen sich das hüllenlose Kollektiv Kaffeetrinker von alleine ergibt.

Bei Abstraktions- bzw. Basiskollektiven ohne Hülle wird die Gemeinsamkeit erkenntnistheoretisch naiv und erkenntnispraktisch vage als direkt zugängliche, also objektive Tatsache zur Kenntnis genommen. Es reicht, ohne sich der Mühe der Analyse zu unterziehen, eine spontane Fremdwahrnehmung. Demgegenüber wird bei der Korporation viel Arbeit in diese Wahrnehmung investiert, und die Gemeinsamkeiten, die man jetzt zu Forderungen erhebt, werden schwarz auf weiß fixiert. Korporationen sind Kollektive, die nur durch eine starke Hülle funktionieren. In dieser Hinsicht könnten die Unterschiede zwischen Basiskollektiven mit und ohne Hülle nicht größer sein. Basiskollektive ohne Hülle sind dünnwandig und konturenlos. Weder sind die genauen Bedingungen fixiert, was einen Kaffeetrinker oder Tennisspieler ausmacht – reichen drei Tassen pro Tag; reichen fünf Spiele im Jahr? – noch steht auch nur ungefähr die Anzahl der Dazugehörenden fest. Das ist bei der Korporation gänzlich anders. Sie wartet mit präzisen und bürokratisch validen Vorschriften auf. Die Voraussetzungen des Studentenstatus stehen eindeutig fest (Abitur, Einschreibung), und die Statistik weiß genau, auf wie viele Personen sie zutreffen. Korporationszugehörigkeiten sind, da ihnen ein Verwaltungsakt zugrunde liegt, zählbar. Trotz dieser scharfen Konturen bleiben Korporationen insofern Basiskollektive, als sie ohne Kontakt und Individualbezug bleiben. Was diese Komponenten betrifft, sind Kaffeetrinker und Studenten insofern gleichgestellt, als auch die Gruppe der Studenten nicht aus Individuen besteht, sondern nur aus den geforderten abstrahierten und entindividualisierten Eigenschaften. Auch der theoretisch-konzeptionelle Rahmen der Korporation eröffnet keinen Kontaktraum, in dem sich Multikollektivität entfalten könnte.

1.4 Individualbezug

Als Bausteine des Kollektivs lassen sich die Individuen, was ihre Quantitäten betrifft, in einer dreifachen Optik betrachten, die an die Pluralitäten-Pyramide erinnert. Pauschalierend nimmt man entweder die Gesamtheit der Mitglieder in den Blick, oder man beobachtet sie in Segmenten, d.h. Unterkollektiven, die aus Mehrheiten und Minderheiten bestehen, oder aber man wählt die radikale dritte Möglichkeit und beschäftigt sich mit jeder einzelnen Person. Um diese dritte Optik, die sich auf das Individuum konzentriert und deshalb als wenig kollektiv erscheint, soll es in diesem Kapitel gehen. Es klärt, was von dieser Betrachtungsoptik zu erwarten ist, und warum sie trotz ihrer Konzentration auf das Individuum unter die *Kollektivkomponenten* gezählt werden kann.

Der Begriff Individualbezug meint zweierlei Arten von Verbindungen zwischen Kollektiv und Mitgliedern. Da ist zum einen die Mitgliedschaft, die für alle gleich ausfällt, und zum anderen ist da die besondere, persönliche Einzelbeziehung, die sich von Individuum zu Individuum höchst unterschiedlich gestaltet. Aus der Spannung zwischen diesen Bezügen resultiert eine spezifische kollektive Kohäsion, die wir im Folgenden erarbeiten wollen. Den ersten Bezug nennen wir *objektive Zugehörigkeit* und den zweiten *subjektive Einstellung*. Die Zugehörigkeit ist deshalb objektiv, weil ihr eine faktenstiftende Handlung, die Unterschrift unter die Beitrittserklärung und die Zahlung der Aufnahmegebühr vorausging, wovon die Einstellung als subjektiv abgerückt wird, weil sie sich auf Gedanken und Empfindungen, also Bewusstseinsakte beschränkt.

Dass ich, damals noch überzeugt, in den Tennisclub eintrat, und seitdem per Dauerauftrag meine Jahresbeiträge überweise, macht mich objektiv zum Clubmitglied. Dieser auf Dauer angelegte Status kann aber durch wechselnde Einstellungen begleitet werden, die ihn konterkarieren und schwächen. Jeder Zeit kann ich mich zum Club und meiner Mitgliedschaft neu positionieren und sie anders bewerten als zur Zeit ihres Zustandekommens. Unbeschadet davon besteht die objektive Zugehörigkeit meiner Mitgliedschaft solange fort, bis sich die

negative Einstellung zu einer Handlung aufschaukelt und zum Austritt aus dem Club führt. Durch die Austrittshandlung würde der subjektive Bereich bloßer Bewusstseinsakte verlassen und durch Entschluss und Folgehandlung wäre die Einstellung durch meinen Austritt objektiviert. Die Kohäsionskräfte des Tennisclubs waren nicht stark genug, meine negative Einstellung im Zaum zu halten und die Stornierung der Zugehörigkeit zu verhindern. Die Dynamik zwischen den Individualbezügen muss damit nicht zu Ende sein, denn das Spiel könnte sich mit umgekehrten Vorzeichen fortsetzen: Ich könnte beginnen, den raschen Austritt zu bedauern etc.

Beide Fälle des Individualbezugs, sowohl die Zugehörigkeit als auch die Einstellung, die wir nun in ihrem Miteinander analysieren wollen, betrachten wir der Einfachheit halber als Interaktionen zwischen Kollektiv und Individuum. Selbst wenn dabei das Augenmerk auf dem Individuum liegt, soll uns der motivationspsychologische Wirrwarr, der sich zwischen Rationalität und Affekt abspielt, nicht beeindrucken. Uns interessiert nicht, ob das Individuum vernünftig oder unangemessen auf Merkmale des Kollektivs reagiert, sondern wir befassen uns mit den Auswirkungen, welche die individuellen Reaktionen, egal ob übertrieben oder nicht, auf das Kollektiv haben. Die Individualpsychologie blenden wir aus und konzentrieren uns auf die Frage der Autonomie.

Beginnen wir auf der Seite des Kollektivs und betrachten wir die bei ihm angesiedelten Bedingungen, welche die Autonomie der Individuen einschränken. Beim Normalfall des Vollkollektivs ergibt sich Autonomieverlust auf zwei Feldern, dem kollektiven und dem präkollektiven. Da der Tennisclub eine Hülle besitzt, bin ich zu bestimmten Einschränkungen meiner Freiheit verpflichtet (Beitrag zahlen, Platzordnung beachten), die mir aber nicht weh tun. Schon schwerer wiegen da die verschiedenen Multikollektivitäten, welche die Mitglieder präkollektiv mit einbringen. Bei Erfüllung der Gemeinsamkeit – also wenn ich Tennis spiele – kann es vorkommen, dass ich auf ein Mitglied treffe, das nicht meine Partei wählt oder mir ansonsten wesensfremd und unsympathisch ist. Den kollektiven Bedingungen der Hülle habe ich freiwillig zugestimmt, und aufgrund eines ersten flüchtigen Eindrucks schien der präkollektive Zuschnitt der Mitgliederschaft (gebildete Mittelklas-

se) meinen Erwartungen zu entsprechen. Der erste Eindruck kann allerdings trügen und die freundliche Mittelschicht kann sich als ein Haufen Neureicher entpuppen. Oder aber, wenn sich der erste Eindruck bestätigt, könnten dennoch einzelne Störenfriede eine unangenehme Atmosphäre schaffen. Kurzum: Aufgrund des Einflusses, der aus dem präkollektiven Bereich entstammt, kann eine negative Einstellung entstehen und in Spannung zur Zugehörigkeit treten. Solange keiner der Individualbezüge schwerer wiegt, kann diese Spannung fortbestehen; doch wenn die Balance gestört wird, bedeutet es das Ende der Mitgliedschaft.

In diesem Zusammenhang ist Freiwilligkeit ein wichtiges Stichwort. Es verlangt, einen Unterschied anzuerkennen zwischen Schicksals- und Interessenskollektiven. Er bezieht sich dabei auf den Spielraum, der für die subjektive Einstellung zur Verfügung steht. Das Interessenskollektiv, das man freiwillig betritt und genauso freiwillig verlässt, räumt dem Individuum die größere Autonomie ein, während das unrevidierbare biologische Schicksalskollektiv jede objektive Statusveränderung ausschließt. Natürlich bedeutet das nicht das Ende der subjektiven Einstellung, wohl aber ihre Beschränkung auf subjektive Bewusstseinsakte. Aus der Zugehörigkeit zum Schicksalskollektiv meiner Generation kann ich mich nicht entlassen, doch ich kann mich dazu einstellen und mein Schicksal als Lebensaufgabe annehmen. Diese Restautonomie bleibt auf jeden Fall gewahrt, und sie wirkt sich auf das Leben des Individuums aus. Für das Kollektiv stellt sich aber unweigerlich die Frage, ob es einen Unterschied macht.

Die Antwort könnte lauten, solange die Einstellung im Bereich des Bewusstseins bleibt, ist sie so frei und flatterhaft wie ein Vogel. Diese Freiheit ist allerdings mit dem Verzicht auf Objektivität erkaufte. Sie schafft Illusionen, die der Psyche des Individuums wohlzutun. Wenn jedoch die folgende Bedingung erfüllt wird, bleibt ein Stück potentieller Wirklichkeitsrelevanz erhalten. Das Produkt der Einstellung, egal wie illusionär, darf nicht nur sporadisch auftreten. Es muss sich vielmehr verbreiten, und die Anzahl der Illusionisten, die so eingestellt sind, muss auf Segmentstärke anwachsen, um sich kollektiv auszuwirken. Es würde sich dann ein Kollektiv im Kollektiv bilden und damit das Ur-

sprungskollektiv spalten. Wie wir noch genauer verfolgen werden, ist Segmentierung ein kollektiver Vorgang mit einer ihm eigenen Objektivität. Wir erinnern uns: Der Glaube an Ufos ist eine Illusion; das Kollektiv der daran Glaubenden ist eine Realität. Dieses bereits eingeführte Axiom der besonderen Gegenständlichkeit des Kollektiven bestätigt sich also auch hier. Hinzu kommt, dass die Kollektivkomponente Individualbezug in Form des letzten Residuums geistiger Unabhängigkeit gleichzeitig das kollektivierte Individuum von all seinen Kollektivverpflichtungen zu befreien scheint. Diese Befreiung ist zwar eine Illusion; das Segment der an sie Glaubenden bleibt aber kollektive Realität.

1.4.1 Solidarität und Wir-Gefühl

Die Begriffe Solidarität und Wir-Gefühl ähneln sich insofern, als sie in der hier benutzten Terminologie als Kollektivkomponenten auftreten, die für belastbare Kohäsion sorgen. Wenn ein Kollektiv über Solidarität oder Wir-Gefühl verfügt, so die tragende konventionelle Theorie, handelt es sich um eine fest geschnürte Einheit. Beide Begriffe erheben Anspruch auf die Fähigkeit, aus einer lockeren Masse bzw. Menschenmenge geschlossene Gruppierungen zu schmieden. Ein solcher *Kollektivbooster* funktioniert umso mehr bei bereits konturierten Gebilden (Sozial- oder Vollkollektiven), die durch das Hinzutreten eines solchen ihren Charakter einschneidend verändern. Ein durch eine Hülle geformter Tennisclub stellt schon ein ansehnliches Kollektiv dar, doch er wird von einem Bundesligaverein tief in den Schatten gestellt, weil der letztere über Wir-Gefühl verfügt. Durch dieses wird ein Höhepunkt an Kollektivität erreicht, von dem gewaltige Kräfte, auch destruktive, ausgehen können.

Genaugenommen setzen beide Begriffe eine Reihe fundamentaler Gemeinsamkeiten voraus, deren man sich bewusst ist und die man als essentielle Identitätsmarker angenommen hat. Bei Solidarität werden diese Gemeinsamkeiten inhaltlich beleuchtet, während beim Wir-Gefühl die Argumentation etwas anders verläuft, denn die Gemeinsamkeiten bleiben beliebig, und es wird, inhaltlich unbestimmt, die emotionale Natur des Zusammengehörigkeitsgefühls betont. Die Annah-

me der Gemeinsamkeiten berührt sich mit dem Phänomen des Individualbezugs, was allerdings nicht thematisiert wird. Der latente Unterschied zwischen objektiver Zugehörigkeit und subjektiver Einstellung wird nicht gemacht, sodass die Dynamik zwischen den Bezügen ausfällt. Welche Konsequenzen das kollektivwissenschaftlich auslöst, wird im Folgenden diskutiert.

Die Kollektivbooster Solidarität und Wir-Gefühl bringen eine besondere Kollektivart hervor, die früher *Gemeinschaft* hieß. Mit Leben gefüllt hat diesen Begriff Ferdinand Tönnies, der Inhaber des ersten deutschen Lehrstuhls für Soziologie. In *Gemeinschaft und Gesellschaft* aus dem Jahr 1887 stellte er zwei kollektive Idealtypen vor. Aufgrund eines natürlichen Zusammenhalts sei die Kollektivform Gemeinschaft derjenigen der Gesellschaft überlegen, die ein bloßes Zweckbündnis darstelle. Von ihren Fundamenten her ähnelt Gemeinschaft den natürlichen Kleinkollektiven Familie und Freundschaft. Die Beziehung zwischen Mutter und Kind war für Tönnies die ursprünglichste und sozusagen instinktive Form des Zusammenhalts, von der er die Freundschaft als geistigen, aber genauso tief gehenden Gegenpart abgrenzte. Herrschte bei der Familie, die für einige Soziologen heute noch heilig ist und den Namen Primärgruppe trägt, die Blutsverwandtschaft, so war die Energie der Freundschaft die Seelenverwandtschaft, eine Art ideeller Genealogie. Durch die Verbindung beider Elemente ruhte Gemeinschaft also auf Natur und Geist, und der Letztere verantwortet all die moralischen Ansprüche, welche Tönnies in der Gemeinschaft erfüllt sieht. Dazu gehören Werte wie Vaterland, Loyalität und Gemeinsinn.

Wenn man diese Gemeinschaftskonzeption von Tönnies auf die tragenden Kohäsionskräfte durchleuchtet, erkennt man zunächst, dass er sich mit der Konzeption Gemeinsamkeit nicht zufriedengibt. Gleiche Gewohnheiten, gleiche Kultur und Werte reichen nicht, es müssen Elemente sein, die als reine Natur vorgefunden werden und einer natürlichen Moral dienen. Wie der Familienvergleich zeigt, steht an erster Stelle ein besonderes Gefühlsband, das entweder auf Abstammung, also Blutsverwandtschaft (Familie) oder auf Seelenverwandtschaft (Freundschaft) basiert. Abstammung ist ein natürlicher Vorgang, während sich Seelenverwandtschaft im geistigen Raum abspielt, in welchem es aber

auch Verwandtschaft gibt. In beiden Fällen werden also Objektivitäten, ja Substanzen beschworen, die für einen unerschütterlichen und ontologisch festgefühten Zusammenhalt sorgen. Die von Tönnies propagierte Gemeinschaft ist also ein Mythos, der heute nicht mehr überzeugt. Wenn wir aktuell das Wort Gemeinschaft benutzen, ist es abgerüstet und bezeichnet ein Kollektiv mit starker Bindung. Ihm kann Solidarität oder Wir-Gefühl zugrunde liegen.

Solidarität existiert in vielfältigen Bedeutungen, und Heinz Bude hält sie für eine große Idee mit Zukunft.⁷ In seiner 2019 erschienenen essayistischen Monographie, die sich dem Thema Umverteilung widmet, vertritt er die These, dass dieses Ziel am ehesten durch Solidarität zu erreichen sei. Auf drei Wegen lasse sich Umverteilung realisieren. Karl Marx erwartete sie von der unvermeidbaren Revolution des Proletariats. Der zweite Weg, den wir zur Zeit beschreiten, führt über den demokratischen Sozialstaat, und der dritte, den Bude vorzieht, erreicht das Ziel Umverteilung über die »Solidarität der Herzen«. Bude ist kein Freund weder vom Blutvergießen einer Revolution noch von verwaltungsstaatlicher Bürokratie. Er glaubt eher an die Spontaneität des Guten, die dem Menschen, hierzu zitiert er Tomasello und Piaget, angeboren sei. Bude traut der Solidarität große emotionale Energie zu, weil die Betroffenen ein leidvolles Schicksalskollektiv bilden. Politische Ohnmacht und ökonomische Armut bestimmten seine konstitutiven Gemeinsamkeiten und schweißten die so Marginalisierten zu einer festgefühten Gemeinschaft zusammen.

Wenn man den Begriff Solidarität vom Essentialismus freihält, lässt sich mit seiner Hilfe eine über affektive Kohäsionsverstärkung funktionierende Kollektivart bestimmen. Das *Solidaritätskollektiv* rangiert auf der obersten Stufe diese Art und zeichnet sich dadurch aus, dass es entweder auf schwerwiegenden existenziellen Schicksals-Gemeinsamkeiten ruht oder von einer unter die Haut gehenden Ideologie durchdrungen ist. Wir wollen diese beiden Formen des Solidaritätskollektivs als *Schicksals- und Ideologiegrundlage* voneinander

7 Bude, H., *Solidarität: Die Zukunft einer großen Idee*, München 2019.

abgrenzen. Beiden ist gemeinsam, dass die Übermacht dieser Grundlagen für die Komponente Individualbezug den Pol der objektiven Zugehörigkeit bestimmt und dem Pol der subjektiven Einstellung die Bedeutung nimmt. Ohnmacht und Armut oder ein extremes politisches Ziel oder eine Sektenreligiosität rücken zu Daseinsbedingungen auf und wiegen so schwer, dass die subjektive Einstellung keine Gegenkraft mehr mobilisiert. Aufgrund der affektiven Kohäsionsverstärkung zeigt das Solidaritätskollektiv heftige Reaktionen, nämlich tiefe Resignation oder destruktiven Widerstand in der Schicksalsform sowie totale Abschottung oder militanten Aktionismus bei der ideologischen Variante. Alle Handlungen sind eindeutig und einheitlich und können nicht von einzelnen subjektiven Einstellungen ausgelöst worden sein, sondern machen nur als Akte kollektiver Emotionalität Sinn.

Einige Stufen tiefer stoßen wir auf den schwächeren Kollektivbooster des Wir-Gefühls, das in jedem beliebigen Interessenskollektiv entzündet werden kann. Wie das funktioniert, wollen wir am Phänomen Unternehmenskultur studieren, die ja solche Wir-Gefühle, von denen eine ökonomische Leistungssteigerung erwartet wird, vorsätzlich erzeugt. Seit 1980 entdeckte die betriebswirtschaftliche Managementliteratur die alte Kollektivform Gemeinschaft als unternehmerischen Erfolgsfaktor.⁸ Was die Wirtschaftswissenschaften hier propagierten, war vor 1945 durch Thomas Watson Senior, dem Vorstand der Weltmarke IBM (International Business Machines), bereits praktiziert worden. Als die Firma noch hölzern Computing-Tabulating-Recording Company (CTR) hieß, begann er nach Auskunft des autobiographieschreibenden Sohnes Thomas Watson Junior damit, »CTR-Werbeslogans, eine CTR-Hymne, eine Firmenzeitung und eine CTR-Schule zu kreieren.«⁹ Als die Firma dann IBM hieß, werden die Maßnahmen verstärkt und systematisiert. Die Angestellten tragen Uniformen mit Firmenlogo, singen jeden Morgen die IBM-Hymne, lesen die Leitartikel des Chefs in

8 Ich folge der Darstellung von Hartz, R., »We are a Family?«, in Alkemeyer, T./Bröckling, U./Peter, T. (Hg.), *Jenseits der Person: Zur Subjektivierung von Kollektiven*, Bielefeld 2018, S. 195-215 (S. 205-207).

9 Watson, T. J. Jr., *Father, Son & Co: My Life at IBM and Beyond*, New York 1990, S. 15.

der Firmenzeitung und begehen jedes Jahr am IBM-Day mit Pomp das Firmenjubiläum.

Solche Rituale finden sich auch im Arsenal des diktatorischen Nationalismus, was nicht verwundert, da sich Watson Senior wie ein Diktator aufführte. Hier wie dort werden zwei Fliegen mit einer Klappe geschlagen. Einerseits soll sich der Einzelne mit der Gemeinschaft identifizieren und deren Ziele zu den eigenen machen, wodurch er sich andererseits – das passte zum Zeitgeist der vierziger Jahre – einem starken, omnipräsenten Führer unterwarf. Mit Hilfe der *corporate identity* steigerte Thomas Watson Senior die Leistungsmotivation seiner Mannschaft und untermauerte parallel dazu seinen persönlichen Führungsanspruch.¹⁰

Das Bauprinzip von Unternehmenskultur besteht in der Betonung von vorhandenen und der Schaffung von künstlichen Gemeinsamkeiten. Je mehr davon wahrgenommen und ritualisiert werden, desto mehr fühlt man sich in einer Einheit aufgehoben und von einem Wir-Gefühl getragen. Obwohl die Unternehmenskultur im Gegensatz zur traditionellen Gemeinschaft in der Hauptsache erst »kreiert« und konstruiert werden muss, vermarktete sie sich nach altmodischen Vorbildern wie Familie und Klan. Sie schuf, wie Hartz es formuliert, einen »Vergemeinschaftungsimperativ« mit »quasi-religiösen Konnotationen«. Auch die militärische Metapher war beliebt, welche das Unternehmen mit einer schlagkräftigen und deshalb siegreichen Armee verglich. Diese Rhetoriken lassen vergessen, dass die angebliche Schlagkraft der Zusammengehörigkeit erst mit Hilfe verschiedenster trivialer Homogenisierungsmaßnahmen hergestellt wurde. Aus einem Unternehmen, das vielleicht über eine starke Hülle seine Segmente mühsam zusammenhält, muss eine »Betriebsgemeinschaft« geformt werden. Die Liste der zu ergreifenden Maßnahmen ist überschaubar. Sie reicht vom Firmenlogo, Kleidungs- und Designangleichungen, ritualisierten Events bis zu eigenen Werten (*corporate values*) und einer Art Betriebs-Verfassung oder Betriebsetikette (*codes of conduct*). Diese

10 Hansen, K. P., *Die Mentalität des Erwerbs: Erfolgsphilosophien amerikanischer Unternehmer*, Frankfurt a.M. 1992, S. 151.

äußere Homogenisierung ist dabei relativ einfach zu bewerkstelligen, bedeutet aber nicht automatisch, dass das Entscheidende eintritt: die innere Homogenisierung und die Entstehung eines Wir-Gefühls. Sie sind es ja, welche die Wunder der Motivations- und Produktionssteigerungen bewirken sollen. Dass das funktioniert, ist indes alles andere als selbstverständlich.¹¹

Wie aber lässt sich diese konstruierte Kollektivform Gemeinschaft kollektivwissenschaftlich beschreiben? Aus der Perspektive des Individualbezugs stellt sich die Frage so: Was bewirkt, dass eine Mehrheit der Individuen den Autonomiespielraum reduziert und die Freiheit der Einstellung auf dem Altar des Kollektivs opfert? Die Antwort lautet: durch wirkungsvolle Einheitlichkeit, effektvolle Ritualisierung und geschickte, charismatische Führung. Die Einheitsinszenierung (Homogenität) legt den Grundstein des Wir-Gefühls, indem Gleichheit und Übereinstimmung zwischen den Mitgliedern suggeriert wird. Dieser Grundstein wird durch Ritualisierung verfestigt. Sie besteht aus den Faktoren Gewohnheit und Wiederholung. Beispiele wären regelmäßige Firmenfeste mit Preisverleihungen an Kollegen. Bei diesen Festen feiert das Kollektiv sich selbst, und eine geschickte Regie lässt die Firma als etwas Besonderes erscheinen. Perfekt in dieser Hinsicht war das Vorzeigeunternehmens Apple, bei dem zur Regierungszeit des Steve Jobs Firmenkultur und Führerpersönlichkeit elegant zusammenspielten. Alle solche Kollektivboostings sorgen dafür, dass Spannungen zwischen objektiver Zugehörigkeit und subjektiver Einstellung zum Erliegen kommen, sodass eine deutliche Mehrheit Teile seines Ichs langfristig abgibt. Verglichen mit dem Solidaritätskollektiv, so hat es jetzt den Anschein, setzt die Kollektivform Gemeinschaft der Subjektivität nicht so stark zu.

11 So das zusammenfassende Fazit z. B. bei Lang, R./Winkler, I./Weik, E. »Organisationskultur, Organisationaler Symbolismus und Organisationaler Diskurs«, in: Weik, E./Lang, R. (Hg.), *Moderne Organisationstheorien. Handlungsorientierte Ansätze*, Bd. 1, 2. A., Wiesbaden 2005, S. 207-258 (S. 227-229).

1.4.2 Distinktion

Von einem Kollektivbooster wird auch das Distinktionskollektiv gestaltet, der über die Komponente Individualbezug wirkt. Beginnen wir unsere Überlegungen dazu mit einem kleinen Exkurs. In seinem Zentrum steht das Gegensatzpaar Inklusion versus Exklusion, dessen Binarität gerne zur Betrachtung von Kollektivmitgliedschaften benutzt wird. Mein Eintritt in die evangelische Kirche (Inklusion) verwehrt mir scheinbar ontologisch zwangsläufig die Mitgliedschaft bei konkurrierenden Religionsgemeinschaften (Exklusion). Dem gesunden Menschenverstand leuchtet das ein, und die Wahrscheinlichkeit bestätigt diesen Grundsatz, doch im Sinne einer stringent logischen Prämisse funktioniert er nicht. Eine gleichzeitige Mitgliedschaft in verschiedenen Konfessionen ist zum einen nicht verboten und zum anderen für einen Journalisten mit Schwerpunkt Kirchenangelegenheiten sogar sinnvoll. Die Prämisse des Entweder/Oder verliert an Überzeugung, je genauer man die inhaltlichen Angebote der rivalisierenden Kollektive unter die Lupe nimmt. Wenn ich mich zum Tennisclub anmelde, muss ich nicht aus dem Golfclub oder anderen Sport- bzw. Freizeitvereinen austreten. Wenn schon die mehrfache Mitgliedschaft in artgleichen und rivalisierenden Kollektiven nicht ausgeschlossen ist, so stellt sich bei art-ungleichen diese Frage schon gar nicht. Selbstverständlich kann ich als evangelischer Christ Kaffeetrinker, Tennisspieler und Bäcker sein. Das ist auch gar nicht anders denkbar, da sonst der Grundsatz der Multikollektivität stark eingeschränkt würde.

Schon eher scheint der Automatismus von In- und Exklusion auf Schicksalskollektive zutreffen, und zwar auf solche, von denen es nur zwei Entweder-Oder-Möglichkeiten gibt. Paradebeispiel für einen solchen Fall war einmal das Geschlecht, und zwar in jenen Zeiten, als es nur weiblich oder männlich gab. Unter dieser Voraussetzung zog die Inklusion im männlichen Teil der Menschheit die Exklusion auf der Gegenseite nach sich. Seitdem es aber drei oder mehr Geschlechter gibt, ist es mit der Binarität vorbei. Nur bei kulturellen Schicksalskollektiven ist sie weiterhin möglich. In den meisten Ländern gibt es nur eine Staatsangehörigkeit, obwohl an weiteren Angeboten dafür kein Man-

gel bestünde. Dass man sich in manchen Ländern für eine entscheiden muss, entspricht einem staatlichen Prinzip. Dahinter steckt der an anderer Stelle genauer auszuführende Gedanke, dass mit der Staatsbürgerschaft Rechte und Pflichte einhergehen, wobei es verwaltungstechnisch sinnvoll ist, die genaue Anzahl der Berechtigten und Verpflichteten zu kennen. Bei vielen Staaten handelt es sich um geschlossene Kollektive, deren Mitglieder durch eine totale Kennung erfasst sind. Anders ist es bei der Regionalität. Ich kann in zwei Regionen leben, muss mich allerdings aus Gründen der Kennung für einen Hauptwohnsitz entscheiden.

Wir stellen fest, dass die Prämisse, Inklusion zieht Exklusion nach sich, von einem *tertium non datur* abhängig ist, was selten vorkommt. Anders liegt der Fall, wenn *Inklusion gewollt ist, um Exklusion zu bewirken*. Ich marschiere bei den Atomkraftgegnern mit, weil ich Atomkraft ablehne. Meine Gegnerschaft will die Befürworter öffentlich exkludieren, und ich bringe meinen Willen zum Ausdruck, indem ich Polizisten mit Steinen bewerfe. An dieser Stelle kommen die Begriffe *Diskriminierung* und *Distinktion* ins Spiel. Gemeinsam ist ihnen, dass sie eine Absetzbewegung bezeichnen, die eine Projektionsfläche braucht. Beide Begriffe sind intentional und verfolgen das Ziel der eigenen Aufwertung über die Abwertung eines anderen. Während bei der Diskriminierung der Nachdruck auf der Abwertung liegt, konzentriert sich Distinktion, der interessantere Begriff, auf Aufwertung.

Als Kollektivbegriff geht Distinktion auf Bourdieus Studie *Die feinen Unterschiede* zurück.¹² Nicht immer fein, sondern oft mit einer narzisstischen Portion Provokation bekommen wir Distinktion beispielsweise in zwei Formen vorgeführt. Bei Geschäftsleuten, vor allem jenen des mittleren Managements, und auch bei Politikern konservativer Parteien fällt auf, dass sie sich, wie es früher hieß, »distinguiert« kleiden. Nach Farbe, Form und Qualität wählt man die Textilien sorgfältig aus und stellt dadurch den Anspruch, zur »guten Gesellschaft« zu gehören. Dieser positiven Distinktion, die sich von den eher »lässig«, d.h. bewusst

12 Bourdieu, P., *Die feinen Unterschiede: Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*, Frankfurt a.M. 1987.

nachlässig Gekleideten unterscheidet, steht eine negative gegenüber. Im Straßenbild treffen wir auf männliche Jugendliche in Jeanshosen, deren Gesäßpartie sich den Kniekehlen annähert; oder wir treffen auf weibliche Teenager, die ihre perfekt sitzenden Hosen mit Löchern und Einschnitten verunstaltet haben. Auch diese Personen haben ihre Kleidung sorgfältig und bewusst gewählt. Doch diese negative Distinktion verweigert sich provokant der traditionellen Kleiderordnung oder verstößt sogar, was die Provokation steigert, gegen die Funktionalität der einzelnen Kleidungsstücke.

Während der 1960er Jahre genügte zur modischen Provokation bei öffentlichen und feierlichen Anlässen der Auftritt in Jeans. Diese angeblich von Cowboys getragenen Hosen, hergestellt aus derbem und haltbarem Stoff (Drillich), waren durch Verarbeitung und Material als Arbeitskleidung definiert. Durch die 1968er Generation tauchten sie im bürgerlichen Milieu auf, und es war wohl eine der nachhaltigsten kulturellen Leistungen der damaligen Revolutionäre, die Jeans zur klassenlosen Allerweltshose aufgewertet zu haben. Sie steht inzwischen für eine selbstverständliche allumfassende Modernität. Insofern ist die negative Distinktionskraft dieses Kleidungsstücks erloschen und muss durch mutwillig applizierte Löcher zurückgeholt werden. Wer heute Jeans trägt, folgt fast schon einem eisernen Modediktat, also einer positiven Distinktion, wenn er als toleranter Zeitgenosse gelten will. Da das in die Breite geht und sich der Normalität annähert, ist der Begriff Distinktion nicht mehr passend. Wer sich weiterhin negativ unterscheiden möchte, muss also nachlegen und sich gegen die textile Funktionalität stellen. Eines der ersten Beispiele eines solchen Funktionsverstoßes waren die nicht gebundenen Schuhsenkel. Nicht nur, dass die Senkel durch Matsch und Dreck gezogen wurden, der offene Schuh schränkte auch den Gehkomfort ein. Zur Funktionalität von Kleidung gehört auch, dass sie passt, nicht zerrissen und sauber ist. Gegen die gute Passform oder den perfekten Sitz, welcher den Stolz des Maßschneiders ausmacht, verstößt die schlotternde und die Fortbewegung durch den tiefer gelegten Schritt hindernde *baggy jeans*. Nachdem inzwischen aus diesem speziellen *misfit* die Luft der *coolness* entwichen ist, kann man auf neue mutwillige Funktionalitätsbrüche

und begann die inzwischen auf Hautkontakt verengte Jeans mit Rissen zu entstellen und eventuell mit Flickern darauf hinzuweisen. Der größte Makel, den Kleidung aufweisen kann, wird zum Chic, der bereits von der Stange angeboten wird.

Distinktion ist nicht nur durch die Stoßrichtungen positiv oder negativ zu unterscheiden, sondern auch nach dem kollektiven oder pankollektiven Bezug. Der kollektive Bezug knüpft seine Verbindungen zu relativ geschlossenen Basiskollektiven. Zur Jagd erscheine ich in der Jägeruniform (grüner Janker) und spreche fließend Jägerlatein. Dadurch erfülle ich die positive Distinktion, zum Kollektiv der Jäger zu gehören, d.h. ich ordne mich einerseits der virulenten Gruppierung zu, in der ich gerade auftrete, und gebe so andererseits ein Votum für das generelle Basiskollektiv ab. Durch Sprache und Kleidung tue ich der Welt kund, dass ich stolz darauf bin, Jäger zu sein. Dieser enge Bezug auf ein bestimmtes Basiskollektiv ist auch bei negativer Distinktion möglich. Derjenige Tennisspieler, der, lang ist's her, zu Zeiten des weißen Tennisdresses mit einem farbigen Hemd auf den Platz kam, beging einen ganz gezielten Tabubruch, der sich innerhalb der engen Tenniswelt abspielte. Anders liegen die Dinge bei den oben erwähnten großvolumigen Distinktionen, welche die Kleiderordnung der »guten Gesellschaft« erfüllten oder gegen sie verstießen. Diese Kollektivbeschreibung bildet kein vollwertiges Basiskollektiv, da die Gemeinsamkeit zu vage und inhaltlich weitläufig ausfällt. Solche Formationen sind nicht über Gemeinsamkeiten definierbar, sondern über Affinitäten, die inhaltlich aufgefächert sind. Sie sollen pankollektive Formationen heißen und eins der folgenden Kapitel wird sie ausführlich vorstellen. Für den hier relevanten Zusammenhang genügt, dass Distinktionen, egal ob positiv oder negativ, sich auf Gebilde beziehen können, deren Ausdehnungen formal wie inhaltlich schwer greifbar sind.

Doch, diese Frage steht schon lange im Raum, welche Art von Individualbezug wird vom Akt der Distinktion gestaltet? Schon der stolze Jäger in grünen Loden wie auch der textil gehbehinderte Träger von *baggy jeans* weisen in reichhaltiger Symbolik daraufhin, wer sie sein wollen und wie stolz sie darauf sind. Sie stehen so voll und ganz hinter der Sache, dass sich, genau wie beim Solidaritätskollektiv, die Ich-

Autonomie zugunsten des Kollektivs reduziert. Wobei diese Reduktion erst über einen Umweg den Kohäsionskräften der Gemeinschaft zugutekommt. Ich gehöre zum Kollektiv der Schlabberhosen, nicht weil ich Geselligkeit suchte, sondern weil ich im Schutz einer Minderheit ein bestimmtes Kleidungsstück ausführen will, durch das meine Identität sichtbar wird. Ich fühle mich emotional weniger meinen Mitbrüdern verbunden, als dass ich funktional ihren Schutz suche. Der Nutznießer von Distinktion ist in erster Linie das Individuum, auch wenn es im Kollektiv Schutz sucht. Da die Entscheidung für eine Identität mitunter Kraft kostet, insbesondere wenn Provokation mitspielt, ist der Schulterschluss der gleich Gekleideten willkommen. Es tut gut zu wissen, dass man mit seiner zerrissenen Jeans nicht allein auf der Welt ist. Diese Schutzfunktion muss von keinem konturenscharfen Kollektiv ausgehen, es reicht vielmehr die Anonymität einer pankollektiven Formation. Das ist bei der Solidarität anders, die ein greifbar virulentes Bezugskollektiv braucht. Beim Distinktionskollektiv von zusätzlichen Kollektivboostings zu sprechen, wäre fehl am Platz. Vielmehr ist in diesem Fall diese Kollektivform von Haus aus kohäsionsstark, weil sie nur funktional, nicht aber emotional gebraucht wird.

Ziehen wir ein vorläufiges Fazit. Fast jedes Kollektiv, eine mögliche Ausnahme werden wir gleich überprüfen, besitzt die Komponente des Individualbezugs, welche, wie dargestellt, eine Dynamik zwischen der objektiven Zugehörigkeit und der subjektiven Einstellung dazu auslöst. Letztere ist das mögliche Einfallstor von Entfremdung, die im Extremfall zur Auflösung der objektiven Verbindung führt. Nun stellten wir uns die Frage, durch welche kollektive Virulenz-Bedingung eine solche Entwicklung erschwert oder gar verhindert werden kann. Versuchsweise brachten wir den Begriff Kollektivbooster ins Spiel, der keine neuen objektiven Bedingungen mitbringt, sondern vorhandene auf subjektiv emotionale Weise verstärkt. Diese Art rein affektiver Kohäsionsverstärkung hatten wir an Solidaritätskollektiven, an Kollektiven mit Wir-Gefühl und Distinktionskollektiven überprüft. Als Ergebnis wurde festgestellt, dass die Idee des Kollektivboostings für Solidarität und besonders für das künstlich erzeugte Wir-Gefühl der Unternehmenskultur taugt. Allerdings besteht noch Hoffnung einen dritten Kandi-

daten für diese Idee zu finden. Gemeint ist die Kollektivform, die seit dem 19. Jahrhundert Masse oder Menschenmenge genannt und aktuell unter Bezeichnungen wie politischer Aktionismus, Demonstration bzw. Aufruhr oder Randalie geführt wird. Alles das sind Varianten der öffentlichen Protestversammlungen, wenn sie auf die Straße gehen.

1.4.3 Der Sonderfall »Masse«

Heinz Bude hat Gabriel Tardes Schrift *Masse und Meinung* ausgegraben und an Theorien des »Masseehaltens« erinnert. Aus dem Blickwinkel Tardes spricht Bude von einer »Intensitätsform des Sozialen«, eine Formulierung, die in der Nähe des Kollektivboosters angesiedelt werden könnte.¹³ Bude beginnt seine Erörterungen mit einem berühmten Zitat Tardes:

Eine Masse ist ein seltsames Phänomen: Sie ist eine Versammlung heterogener Elemente, die sich gegenseitig unbekannt sind; aber sobald ein Funke der Leidenschaft entstanden ist, der von einem ihrer Elemente ausgeht, wird dieses Durcheinander elektrisiert; auf diese Weise findet ein spontaner und plötzlicher Organisationsprozess statt. Die Inkohärenz wird kohärent, der Lärm wird zur Stimme; und die Tausende eng zusammengepferchten Leute verwandeln sich in nichts anderes als eine Bestie, ein wildes Tier ohne Namen.

Die Aufgabe, die sich der frühe Soziologe hier stellt, ist zu klären, wie eine spontan sich bildende, heterogene Menschenansammlung zu einer totalen Einheit verschmilzt und sich zu einer gesichtslosen Bestie, die vor allem aus Energie besteht, auswachsen kann. Um diese wuchtige Umwandlung oder besser diesen erstaunlichen Umschlag zu analysieren, nutzt Tarde passende und unpassende Termini. Zur letzteren Kategorie gehört der Begriff »Organisationsprozess«, der sich auf eine rational nachvollziehbare Entwicklung, in Stufen oder linear, beziehen

13 Bude, H., *Das Gefühl der Welt*, München 2016, S. 55, alle folgenden Zitate finden sich auf Seite 55-56.

müsste. Durch die Voranstellung der Adjektive »spontan« und »plötzlich« soll dieser Eindruck gemildert werden, was aber ungewollt einen Widerspruch verrät. Da das Endprodukt, die eigendynamisch zu erstellende Organisation, in einer Bestie besteht, einem Stück ungeordneter, wilder Natur, ist die Terminologie nicht nachvollziehbar. Schon passgenauer ist die Beschreibung des Vorgangs mit dem Hinweis »das Durcheinander wird elektrisiert«. Diese Metapher – man denke an Elektroschock – assoziiert das Plötzliche und Umfassende des Umschlags und beschwört Affekte und Emotionen, die durch den »Funken der Leidenschaft« zur Explosion gebracht werden. Wo dieser Funken herkommt, der die »heterogene Elemente« so komplett und schlagartig homogenisiert, bleibt unerwähnt. Parallel zum Organisationsprozess und von der Bezeichnung her ähnlich unpassend wie dieser, findet die Überwindung der »Inkohärenz« durch »Kohärenz« statt. Aus der Diffusität der Intentionen der einander fremden Menschen, das ist wohl gemeint, schält sich eine einheitlich gemeinsame Absicht heraus, die, sobald sie klar vor Augen steht, so ist zu vermuten, mit heftiger Energie verfolgt wird. Die Zunahme an Kohäsion klingt wieder nach sinnvoller und schrittweiser Veränderung, die doch gerade nicht stattfindet.

In seinem Nachwort zur deutschen Ausgabe von *Masse und Meinung* erschließt Urs Stäheli das obige Zitat dadurch, dass er Tardes Zentralbegriff »Nachahmung« aus dessen Hauptwerk *Die Gesetze der Nachahmung* zur Hilfe nimmt.¹⁴ Das Ergebnis lautet: »In der Masse kann Nachahmung regelrecht in ihrer theoretischen Idealform untersucht werden.«¹⁵ Tardes Organisationsprozess sowie auch die Verwandlung des Inkohärenten in Kohärenz sind dann wohl Mechanismen der Nachahmung, sodass sie es ist, die als treibendes Element der Vereinheitlichung fungiert. Wenn man den bisher verfolgten kritischen Ansatz beibehält, muss sich auch der Zentralbegriff Nachahmung die Frage gefallen lassen, ob er eine langsam voranschreitende Entwicklung meint oder einen plötzlichen Umschlag. Das ist nicht zu klären, da bei Tarde

14 Tarde, G., *Die Gesetze der Nachahmung*, Frankfurt a.M. 2009 [1890].

15 Stäheli, U., »Nachwort«, in: Tarde, G., *Masse und Meinung*, Konstanz 2015 [1901], S. 191.

beide Möglichkeiten vorkommen, wobei diejenige des plötzlichen Umschlags einleuchtender ist. Die Kraft, welche die Masse in eine Bestie verwandelt, wächst nicht durch Selbstorganisation oder durch Nachahmung schrittweise heran, sondern entzündet sich durch einen Affekt, was von Tarde mit »Leidenschaft« und »Elektrifizierung« umschrieben wird.

Wenn man sich darauf einigt, dass die schlagartige Vereinheitlichung eine Prämisse des Kollektivs Masse bildet, dann muss sie doch wohl von Anfang an gegeben sein. D.h. die Vereinheitlichung ist Teil der Konstitution des Kollektivs und bestimmt sofort das Geschehen. Volkszorn oder Volkstrauer rufen gezielt eine Menschenmenge von Betroffenen auf den Plan, welche die gleiche Intention umtreibt. Ein Volksaufstand ist aber kein zufälliges Zusammentreffen, er wird vielmehr durch einen konkreten und erregenden Anlass hervorgerufen, der von Anfang an durch einen zielgerichteten Affekt aufgeladen ist. Die Masse entwickelt sich nicht zur Bestie, sondern erhebt ihr Haupt als eine solche.

Was die Art der Vereinheitlichung des Heterogenen betrifft, kämpft Tarde mit einem Widerspruch. Wie auch im Zitat ersichtlich, findet sie nämlich mal als punktuelle Initialzündung statt, mal als prozesshaft langsame aber eigendynamische Entwicklung, die er als Selbstorganisation denkt. Doch Letzteres geht schon deshalb nicht, weil das Kollektiv Masse nur kurzfristig auftritt und ihm für langwierige Prozesse die Zeit fehlt. Sie sind auch unnötig, wenn man sich die Entstehung des Kollektivs vor Augen hält. Ein konkreter Anlass, sagen wir, eine übertrieben ungerechte politischen Forderung, welche die Gemüter erhitzt, setzt die öffentliche Menschenansammlung ins Werk. Der aus Anlass und Erregung resultierende Volkszorn löst eine Initialzündung aus, welche die davon Betroffenen zu einem Aufstand veranlasst. Man ist einander fremd, doch über das starke Band der emotional aufgeladenen Betroffenheit werden die einander Fremden verbunden. Anlass und Erregung fungieren als partielle Gemeinsamkeit, und diese von Anfang an gegebene Vereinheitlichung reicht aus, um kollektive Energie zu erzeugen, die vielleicht zu einer bestialischen Konfrontation bereit ist. Wenn die Masse zur Bestie wird, so sind alle nötigen Bedingungen dazu mit der Konstitution des Kollektivs vorhanden.

Es resultiert ein Kontaktkollektiv physischer Art, wobei die Teilnehmenden mit ihrer Körperlichkeit sinnlich an Zeit und Raum gebunden sind. Auch das Wetter, das Tarde erwähnt, spielt eine Rolle. Hitze steigere die physische Erregung, Regen lasse sie abkühlen. Gedränge könnten Schulterschluss suggerieren oder bei zu großer Enge Panik auslösen. Stäheli spricht von der »unruhigen Dynamik« der Masse, die dadurch entstehe, »dass der Einzelne nur Mitglied einer gerade stattfindenden Masse sein kann«.¹⁶ Für die kurze Zeitspanne ihrer Existenz verlangt die Masse die Zurückstellung des Ichs. Man könnte fast behaupten, dass während der Präsenz der Menschenansammlung die Multikollektivität vergessen wird. Der Einzelne blendet sowohl seine präkollektive Gesamtidentität als auch die ansonsten stets präsente individuelle Autonomie aus. Gleichzeitig wird der Individualbezugs außer Kraft gesetzt. Die physische und psychische Präsenz der Menschenmenge verdrängt die Dynamik zwischen objektiver Zuordnung und subjektiver Einstellung. Alle diese Virulenz-Bedingungen garantieren die Energie der Masse, und es ist müßig zu klären, ob sie sofort mit der Entstehung abrufbar sind oder etwas später hinzukommen.

Ehe wir den Faden des Kollektivboosting wieder aufnehmen, ein schneller Blick auf heutige Wahrnehmungen des Phänomen Masse, das sich stark verändert und aufgespalten hat. Das Auf-die-Straße-Gehen wird inzwischen in drei Formen angetroffen. Der Masse am nächsten kommt der Volksaufstand oder die spontane Erhebung, wie sie in Diktaturen weiterhin zu beobachten ist. In Demokratien herrscht dagegen eine strikte Zweiteilung zwischen friedlicher Demonstration einerseits und gewaltsamer Randalen andererseits. Die Demonstration ist ein legales und durch Bürokratie verwaltetes Instrument des politischen Aktionismus, während Randalen meistens weniger politisch motiviert, dem Krawall, der Anarchie und dem Vandalismus Raum gibt. Kollektivtheoretisch wird die Demonstration durch die Kollektivkomponenten Hülle gezähmt, wohingegen die Randalen sich hüllenlos in fast reinen Affekthandlungen austobt. In beiden Formen haben Ritualisierungen oder

16 Ebd., S. 191.

segmenthafte Institutionalisierungen stattgefunden. Die Demonstration kann als Sitzblockade, Menschenkette oder Ostermarsch stattfinden. Die Randalie setzt auf das Abfackeln von Autos, Gewalt gegen die Ordnungskräfte, Zerschlagen von Schaufensterscheiben und Plünderungen. Nur halb in diese Konfiguration passende Formen sind die Hausbesetzung, die Massenhysterie, die sich bei Popkonzerten zeigt, und als neuste Entwicklung bestaunen wir den *flashmob*, der spielerische Elemente enthält.

Damit bleibt als letzte Frage, ob die Masse mit Kollektivboosting erklärt werden kann. Die Antwort ist ein klares Nein. Genau wie Solidaritätskollektive und solche der Distinktion gehört auch die Masse zu den besonders kohäsionsstarken Kollektivarten. Ähnlich den Solidaritätskollektiven liegen dem Massenkollektiv Gemeinsamkeiten zugrunde, die schicksalhaft ins Leben eingreifen und deshalb affektbeladen sind. Hinzukommt bei letzterer Kollektivart, dass es sich um ein physisches Kontaktkollektiv handelt, das auf die Außenwelt reagiert. Sie kann auf die Affektart und die Affektlastigkeit einwirken. Das emotionale Grundgerüst bleibt aber intakt. Wo soll bei so viel Affektüberfluss noch eine nicht durch die Virulenz-Bedingungen gegebene Affektsteigerung herkommen?

1.5 Kultur

Die Kollektivwissenschaft ging aus einer Kritik am traditionellem Kulturbegriff hervor. Die Kulturwissenschaft, die um die Wende zum 20. Jahrhundert zu einer solchen geworden war, feierte in den achtziger Jahren eine Renaissance. Diese Wiederauferstehung ging aber zugleich mit einer Spaltung einher, denn neben der Rückkehr des traditionellen Kulturbegriffs etablierte sich eine fundamentale Kritik an ihm. In der Hauptsache wurden zwei seiner Prämissen moniert: seine Einengung auf vermeintlich ethnische Gebilde und auf seine umfassende Prägung auf die Mitglieder der Ethnie, die er so zu einer homogenen Einheit erklärte. Die Prämisse Ethnizität behauptet, dass nur stammes- oder volksähnliche Gebilde durch Kultur d.h. durch Sitten und Bräuche

bestimmt werden. Dieser Grundsatz geht zurück auf den Völkerdiskurs Herodots, der durch Herder gefestigt und durch die Ethnologie verwissenschaftlicht wurde.¹⁷ Ihm stellt die Kollektivwissenschaft die These entgegen, dass erst einmal alle Kollektive Kultur besitzen. Nicht nur Indianer und Franzosen kommen in Frage, sondern auch Schreiner, Golfspieler, Familien und Unternehmen. Die zweite Prämisse behauptet, die Sitten und Bräuche eines Volkes oder gar einer Nation sollten für alle Mitglieder gelten. Also 80 Millionen Deutsche sind pünktlich, und 300 Millionen Amerikaner sind oberflächlich. Die zweite Prämisse glaubt daran, dass Kultur den Charakter prägt.

Am Anfang der kritischen Debatte hatte Wolfgang Welsch den Geistesblitz, dass der Kulturbegriff unterschwellig zwei Aspekte zusammenzwingt, die eigentlich getrennt betrachtet werden müssten: ein inhaltlicher Aspekt werde mit einem »extensionalen« verbunden.¹⁸ Eindringlicher und eleganter wären die Formulierungen Kulturinhalt (Zeremonien) versus Kulturträger (Schamanen). Diese wichtige Unterscheidung führt hiermit die Kollektivwissenschaft ein und denkt sie über Welsch hinaus bis an ihr logisches Ende. Die Rolle des Kulturträgers übernimmt das Kollektiv, und der Terminus Kultur beschränkt sich auf die Inhalte. Kollektiv und Kultur bilden also ein Gespann aus Form und Inhalt. Diese Unterscheidung liegt auch den Unterbegriffen Gemeinsamkeit und Standardisierung zugrunde, mit denen eine neue Sicht auf Kultur zur Darstellung kommt.

1.5.1 Merkmale oder Verhaltensvorlieben, Schicksals- oder Interessenskollektive

Im ersten Abschnitt (1.1) wurde die Komponente Gemeinsamkeit zum generellen und allgemeinsten Ausgangspunkt der Kollektiv-

17 Hansen, K. P., »Essay über einige Stationen des ›Völkerdiskurses‹«, *Zeitschrift für Kultur- und Kollektivwissenschaft* 5/1, 2019, S. 135-157.

18 Welsch, W., »Transkulturalität: Zwischen Globalisierung und Partikularisierung«, in: Drechsel, P. (Hg.), *Interkulturalität: Grundprobleme der Kulturbegegnung*, Mainz 1999, S. 45-72.

wissenschaft erhoben. Um diese Allgemeinheit zu wahren, musste unberücksichtigt bleiben, ob die Gemeinsamkeit als Merkmal auftritt (Blauäugigkeit, Brillenträger, Nationalität) oder als Verhaltensvorliebe (Kaffeetrinken, Tennisspielen). Diese gegensätzlichen Gemeinsamkeitsarten bringen unterschiedliche Kollektivresultate hervor, einerseits Schicksalskollektive, die sich in natürliche (Geschlecht, Generation, Diabetiker) und kulturelle (Nation, Muttersprache) unterteilen lassen, und andererseits Interessenskollektive. Dieser Vorschlag einer Nomenklatur wurde bereits im vorherigen Abschnitt (1.4) vorgebracht, aber sozusagen *en passant*, was jetzt bei Neuauflage des Themas ausführlicher geschehen soll.

Zu den auf zufälligen Merkmalen basierenden Schicksalskollektiven gehört man unfreiwillig, ontologisch zwangsläufig und oft auch unbewusst, sodass man seine Mitgliedschaft in der Regel ahnungslos und später dann bei Bewusstwerdung passiv und duldend über sich ergehen lässt. Diese erzwungene Passivität ist nicht nur bei natürlichen, sondern auch bei kulturellen Merkmalen gegeben. Schicksalskollektive jeglicher Art werden durch das gemeinsame Kriterium bestimmt, dass sie den Aktivitäts- und Autonomieradius des Individuums sowohl bestimmen als auch beschränken. Trotz dieser Beschränkung formen Schicksalskollektive meine Identität und geben der Multikollektivität wichtige Zugehörigkeiten vor. Das Einzige, was der Autonomie gänzlich bleibt, ist der Individualbezug, dessen kleine Freiheit des Sich-Dazu-Einstellens Trost spendet, den ich besonders bei sich negativ auswirkenden Merkmalen brauche. Wir hatten von Restaunomie gesprochen. Gegen mein biologisches Alter beispielsweise ist kein Kraut gewachsen, und mir bleibt keine andere Wahl, als dieses Faktum anzunehmen, mich ihm anzupassen und es – bejahend oder resignativ – in meinen Lebensplan einzubauen.

Aufgrund der eingeschränkten individuellen Autonomie und des unfreiwillig mechanischen Zustandekommens verkörpern Schicksalskollektive die strengste und stabilste Form des Basiskollektivs. Seine extremen Spitzen gehen soweit, das Individuum weitgehend zu determinieren (Hochbegabung, Behinderung). Bei milderer Formen der Determination wird aber immer noch die lebenslange Aufgabe

gestellt, mit dem jeweiligen Merkmal (Aussehen) klar zu kommen. Der Labilität und Subjektivität des Individuellen sind Schicksalskollektive also enthoben und geben sich deshalb als starre und solide Gebilde zu erkennen. Sie, die nicht von der Freiwilligkeit und Autonomie des Individuums gedeckt sind, können jedoch als eine Art Unterbau benutzt werden, um darauf einen Überbau zu errichten, der die Bedingungen des Interessenskollektivs erfüllt und Kontakt wie Hülle aufweist. Auch Aufrüstungen in Form von Korporationen sind denkbar. Beispiele wären die verwaltungsrechtliche Festlegung des Behindertenstatus und des Behinderungsgrades, woraus ein System von Korporationskollektiven resultiert. Weitere Beispiele wären eine Diabetiker-Selbsthilfegruppe oder ein Orchester aus blinden Musikern, jeweils, soweit möglich, mit oder ohne Hülle. Genaugenommen sind solche Gebilde Zwitter aus Schicksals- und Interessenskollektiven, die in ein und derselben konstitutiven Gemeinsamkeit wurzeln. Was das Schicksalskollektiv gegen die individuelle Autonomie durchsetzt, wird im Interessenskollektiv durch Kontakt und Hülle, die beide Individualinitiativen und also Autonomie voraussetzen und darin über die Möglichkeiten des Individualbezugs hinausgehen, kompensiert.

Bei Interessenskollektiven hellt sich das Bild auf, denn sie ruhen ausschließlich auf der Freiwilligkeit persönlicher Motivation und Initiative. Das Register ihrer Gemeinsamkeiten erstreckt sich von reflexhaften Handlungen bis zu begeisterten Vorlieben. Um dieses Ausmaß zu diskutieren, bietet sich der traditionelle Begriff Gewohnheit an, der aus einer ganz speziellen Perspektive Einblicke in die Kollektivität gewährt, die über den im ersten Abschnitt vorherrschenden Aspekt der Gemeinsamkeit und des Gleichverhaltens hinausgehen.

1.5.2 Gewohnheiten und Standardisierungen

Der Begriff Gewohnheit – im Englischen *habit* – wurde von William James, dem Gründer der amerikanischen Psychologie, in die Fachdebatte dieser damals noch jungen Wissenschaft geworfen.¹⁹ Ihrer Zielsetzung

19 James, W., *The Principles of Psychology*, 2 Bd., New York 1890.

entsprechend, untersuchte James die Entstehung von Gewohnheiten am Individuum, das man sich aus Körper und Psyche zusammengesetzt dachte. James stellte die These auf, dass sich Handlungen durch Wiederholung zu physischen Gegebenheiten verfestigen, die im Körper, d.h. in der Materie von Nerven und Gehirn, zu entdecken sind. Das Gehirn, das sich James als ansonsten abgeschottet vorstellte, empfängt sensorische Nervenimpulse, also Reize, die von Sinnesorganen gesendet werden. Diese Reize werden verarbeitet und führen je nach Resultat zu bestimmten Handlungen. Beim nächsten Auftauchen des Reizes wird auf die Verarbeitung, wenn ihr Resultat keine negativen Auswirkungen hatte, verzichtet und wieder dieselbe Handlung ausgelöst. Bei häufiger Wiederholung dieser Folge aus Reiz und Reaktion gräbt sie sich in die formbare Hirnrinde ein. Es bilden sich, modern formuliert, Pfade, die für eine Art reflexhaften Handlungs-Automatismus sorgen.

Die materialisierte und verselbständigte Gewohnheit, das ist ihre Funktion, macht weitere Verarbeitungen durch Willen und Bewusstsein überflüssig. Das gilt für einfache wie komplexe Gewohnheiten, da Letztere nichts anderes sind als verkettete Entladungen von Einzelreflexen. Gewohnheiten auszubilden, schont also geistige Ressourcen und ermöglicht eine Alltagsroutine, die wenig Entscheidungsaufwand erfordert. Der habituelle Automatismus stellt keine Anforderungen an die Willenskraft, denn er kommt ohne Abwägung zwischen Alternativen aus, sodass auch schnell gehandelt werden kann. Es beginnt schon beim Frühstück. Wenn ich mir die Reihenfolge angewöhnt habe, zuerst den Kaffeeautomaten in Gang zu setzen und dann die Semmeln aufzubacken, um an dritter Stelle die Zeitung aus dem Briefkasten zu holen, trübt kein Entscheidungsaufwand die erste Stunde des Tages. Als Quasi-Reflexe bedürfen Gewohnheiten keiner besonderen Aktionsinitiative und geben Geist und Willen Raum für Dringenderes.

In welchem Verhältnis zur Wirklichkeit stehen die Gewohnheiten? Ich halte diese meine Frühstücks-Reihenfolge ein, nicht weil sie die beste wäre, denn ich habe Alternativen nicht getestet, sondern weil sie zur Gewohnheit versteinerte. Sie läuft als Routine ab, die keine Aufmerksamkeit verlangt, und insofern stellt sich gar nicht die Frage, wie sinnvoll sie ist. Sicherlich könnte ich meine Frühstücks-Reihenfolge jeder-

zeit mit der Stoppuhr in der Hand optimieren, aber das würde jenen Aufwand bedeuten, den ich mit Hilfe der Gewohnheit vermeide. Meine Gewohnheit der Frühstückszubereitung könnte unpraktisch, zeitaufwändig und unvernünftig (hohe Elektrizitätskosten) sein, doch darum geht es nicht. Der Wirklichkeit begegnet die Gewohnheit folglich mit Willkür und nimmt keine Rücksicht auf die objektiven Gegebenheiten, was sich sowohl als Nachteil als auch Vorteil deuten lässt. Wenn ich die Wirklichkeit missachte, könnte ich an ihr scheitern; doch ich könnte, wenn kein Scheitern droht, die Missachtung als Emanzipation betrachten. Vor dieser Schlussfolgerung schreckt der Psychologe James noch zurück, obwohl es zu seinem philosophischen Pragmatismus gepasst hätte, nicht aber der deutsche Philosoph Arnold Gehlen.

Die an James erarbeiteten Hauptkriterien der Gewohnheiten – die Ersparnis geistiger Aktivität und die Missachtung der Wirklichkeit oder die Emanzipation von ihr – werden von Gehlen in aller Deutlichkeit herausgearbeitet. Zum ersten Kriterium schreibt er: »Im Alltagsleben fällt [...] die Motivbildung unseres Verhaltens größtenteils aus dem inneren Felde der Bedürfnisspannungen, Motivkonflikte und ›Entscheidungen‹ heraus [...].«²⁰, und daher seien »Tiefenentscheidungen, bei denen es um mehr geht als um die Abschätzung von Vordringlichkeiten, im menschlichen Leben selten.«²¹ Der Gewohnheit komme eine »Entlastungsfunktion von der subjektiven Motivation«²² zugute, indem »die Gewohnheit [...] ihren eigenen Antrieb« liefert.²³

Diese Entlastungsfunktion der Gewohnheiten ist für Gehlen, im Unterschied zu James, nicht der hauptsächliche Vorteil. Ein solcher besteht vielmehr darin, dass die Gewohnheit sozusagen durch Institutionalisierungen kontrolliert wird. Da Gehlen weder der menschlichen Entscheidungswilligkeit, noch den Ergebnissen menschlicher Entscheidungsfähigkeit traut, zieht er institutionell

20 Gehlen, A., *Urmensch und Spätkultur: Philosophische Ergebnisse und Aussagen*, Wiesbaden 1986, S. 25.

21 Ebd., S. 25.

22 Ebd., S. 43.

23 Ebd., S. 35.

oder kollektiv abgesicherte Handlungen jenen vor, die sich nur aus subjektiven Impulsen des Individuums ergeben.

Die Missachtung der oder die Emanzipation von der Wirklichkeit wird von Gehlen scheinbar ausdrücklich formuliert: »Das habitualisierte Handeln [...] hat [...] die rein tatsächliche Wirkung, *die Sinnfrage zu suspendieren*.«²⁴ Der Begriff Sinn umfasst dabei nicht nur die »subjektive Motivation«, sondern mehr. Die Gewohnheit, das sieht Gehlen deutlicher als James, fragt nicht danach, ob sie sinnvoll ist und welchen Sinn sie hat. Nehmen wir ein Beispiel zur Hilfe. Der Geburtstag – und ihn zu feiern – ist in vielen Ländern eine Institution. Doch welchen Sinn hat sie? Zu Zeiten früher Sterblichkeit war es einleuchtend, dass man sich zum Geburtstag gratulierte und damit die Leistung oder das Glück anerkannte, noch am Leben zu sein. Doch in heutiger Zeit, in der die Menschheit immer älter wird, macht die Gratulation eigentlich erst im hohen Alter Sinn. Dennoch feiert jeder Dreißigjährige seinen Geburtstag und lässt sich dazu gratulieren, obwohl eigentlich keine Leistung vorliegt. Warum tut man das? Weil der Geburtstag eine Institution ist, welche als solche die Sinnfrage schon beantwortet hat. Praktische Zweifel lässt sie nicht zu. Ich frage nicht: Soll ich feiern und viel Geld ausgeben, damit sich die Horde meiner angeblichen Freunde einen schönen Tag macht? Lohnen sich die Vorbereitungsarbeiten den Tag über und das Aufräumen mit Brummschädel am anderen Morgen? Das wären Fragen an die Wirklichkeit, die mit Hilfe der menschlichen Vernunft geprüft werden müssten, an die Gehlen nicht glaubt. Zugespitzt könnte man sagen, dass Gehlen die Gewohnheit als eine Art Beschäftigungstherapie versteht, die den zum Aktionismus neigenden Menschen, das ist Gehlens Anthropologie, von Schlimmerem abhält.

Die Wege des Psychologen James und des Philosophen Gehlen scheiden sich endgültig, wenn es um die Verselbstständigung von Gewohnheiten geht. Während James auf die materiellen Nerven-Pfade im Gehirn verweist, präsentiert Gehlen eine ganz andere Lösung. Er spricht vom »Außenhalt von Gewohnheiten«²⁵ oder von »Außenstabili-

24 Ebd., S. 61 (kursiv im Original).

25 Ebd., S. 19.

satoren«²⁶ und schließlich von einer von außen kommenden »Soll-suggestion«.²⁷ Anders als bei James kommt die Verselbstständigung der Gewohnheit nicht von innen aus der Körperlichkeit, sondern von außen. Mit diesem Außen meint Gehlen Institutionen. Unter diesen Begriff fasst er Kollektive wie den Staat, die Kirche, das Heer und alle denkbaren Gruppierungen mit und ohne Hülle, etwa Freundschaften, Familien und gesellschaftliche Klassen. In seiner Einführung zu Gehlen fasst Christian Thies es so zusammen: »Im weitesten Sinne können Institutionen mit ›gesellschaftlich sanktionierten Verhaltensmustern‹ gleichgesetzt werden.«²⁸

Die »Philosophie der Institutionen« ist in eine Anthropologie eingebettet. Der Mensch ist für Gehlen ein Mängelwesen, das in keine Umwelt an- und eingepasst ist. Die Triebenergie ist groß, aber aufgrund der »Weltoffenheit« nicht auf eine bestimmte Lebensnische gerichtet. Das triebstarke, aber in keinen speziellen Lebensraum eingepasste Wesen muss deshalb gezähmt werden. Dazu sind in der Funktion von »Außenstabilisatoren« die Institutionen da. Was der Mensch von innen als Triebausstattung nicht hat, kommt somit von außen hinzu. Dieses Außen der Institutionen bleibt relativ allgemein, reicht für Gehlens anthropologischen Entwurf aber aus. Welche kollektivwissenschaftlich brauchbaren Einsichten lassen sich aus Gehlens Philosophie der Institutionen ableiten?

Wenn man zwischen individuellen und kollektiven Gewohnheiten unterscheidet, hat man die Arbeitsgebiete unserer Autoren bestimmt: James erklärt, wie individuelle Gewohnheiten funktionieren und wozu sie dienen; Gehlen befasst sich mit der Entstehung und Wirkung von kollektiven. Der Unterschied der Gewohnheitsarten liegt für Gehlen zwischen dem Innen und Außen bzw. zwischen Primär- und Sekundärbedürfnis. Wenn ich Durst verspüre, trinke ich aus einem spontan individuellen Bedürfnis heraus (Primärbedürfnis); wenn ich zu Ehren eines

26 Ebd., S. 26.

27 Ebd., S. 24.

28 Thies, C., *Arnold Gehlen: Zur Einführung*, Hamburg 2000, S. 122.

Jubilars mein Glas erhebe, trinke ich aus kollektivem Anlass (Sekundärbedürfnis). Die ihr Glas Erhebenden trinken nicht der Sache wegen, d.h. weder wollen sie ihren Durst löschen noch spüren sie Verlangen nach dem speziellen Getränk, das sich im Glas befindet. Sie trinken, ohne zu wissen, was eingeschenkt wurde, weil es zu einem kollektiven Ritual gehört. Fazit: James beschäftigt sich mit den individuellen Aspekten von Gewohnheiten; Gehlen aber stößt zur Kollektivität des habitualisierten Handelns vor.

Diese kollektiv motivierten und überwachten Gewohnheiten, die aus einem Sekundärbedürfnis stammen, wollen wir *Standardisierungen* nennen und uns im Folgenden an einer Beschreibung dieser besonderen Art von Gewohnheit versuchen. Das Konzept Standardisierung gehört in das Begriffsfeld aus »social habit« und »cultural habit«. Der erste Terminus geht zurück auf den englischen Ethnologen Edward Tylor, der 1871 mit seiner Hilfe Kultur definierte. In seinem Hauptwerk *Primitive Culture* lautet der erste Satz: »Culture or Civilization, taken in its wide ethnographic sense, is that complex whole which includes knowledge, belief, art, morals, law custom, and any other capabilities and habits acquired by man as a member of society.«²⁹

Diese Definition, auf deren Grundlage ein neuer Wissenschaftszweig, nämlich die *cultural anthropology* (deutsch: Ethnologie) entstand, beginnt als Aufzählung (Wissen, Glauben etc.), die dann aber auf zwei Gemeinsamkeiten reduziert wird. Alle Unterpunkte der Aufzählung geben sich zum einen als Gewohnheiten zu erkennen und zum anderen als solche gesellschaftlicher Art. So ergibt sich die Aussage, dass Kultur die Gewohnheiten einer Gesellschaft oder gesellschaftlicher Gruppen umfasst. Oder in der hier verwendeten Terminologie: Als Kultur bezeichnet man die in Kollektiven geltenden Standardisierungen. Von Gewohnheiten unterscheiden sich Standardisierungen durch ihren kulturellen und kollektiven Charakter.

Die Unterscheidung von Gewohnheit und Standardisierung findet sich in anderer Terminologie auch bei einem Zeitgenossen von William James, nämlich dem amerikanischen *enfant terrible* Thorstein Veblen, der

29 Tylor, E. B., *Primitive Culture*, Bd. 1, London 1920 [1871], S. 1.

1899 das bis heute beunruhigende Buch *The Theory of the Leisure Class* vorlegte.³⁰ Er fasst den Unterschied in die Begriffe »habit of life« und »cultural habit«. Als die Jagd, dieses Beispiel benutzt Veblen, noch betrieben wurde, um Nahrung zu beschaffen, war sie ein sinnvoller und pragmatischer »habit of life«. Sobald sich der praktische Nutzen der Tierhaltung durch die einfachere Nutztierhaltung verminderte, stieg die Jagd zum Sport des Adels und der Reichen auf. Aus dem »habit of life« wurde ein »cultural habit«, der sich, wie wir es nannten, von der Wirklichkeit emanzipierte. Durch die Entkoppelung von Motivation (Hunger) – Gehen würde es Primärmotivation nennen – und Zweck (Sättigung) öffnete sich die ursprüngliche Gewohnheit dem Sekundärbedürfnis einer kulturellen und kollektiven Verwendung und wurde zur Standardisierung.

Die Emanzipation von der Wirklichkeit oder die Suspendierung der Sinnfrage macht die Standardisierung Jagd frei für Dinge wie »Sachhingabe« (Gehen) und Symbolik. Aus dem ehemaligen Zweck des Jagens, dem der Nahrungsbeschaffung, wird das Ethos des Waidmanns, das eine Art Regelwerk mit pseudo-ethischem Anspruch darstellt. So befolgen Jäger etwa die Regel, dass angeschossene Tiere ganz getötet werden müssen (Fangschuss). Hinzu tritt eine Symbolik (Jagdhörner) mit besonderen Kostümen und eigenen Ritualen (Fuchsjagd). Den Höhepunkt an Distinktion, den nicht jedes Kollektiv aufweist, ist eine rudimentäre Sondersprache, die den Laien ausschließt. Das Beispiel Veblens zeigt mit Nachdruck, wie die Emanzipation von der Wirklichkeit genutzt wird, eine neue und eigene Wirklichkeit zu konstruieren, die mit Hilfe von kollektivierten Standardisierungen entsteht.

Der Exkurs über den Unterschied zwischen den Begriffen kollektive Gewohnheit und kulturelle Standardisierung war nötig, um Kollektivität als Voraussetzung von Kultur zu begreifen.³¹ Kultur, das müsste klargeworden sein, wird nicht durch Gewohnheiten erreicht, sondern

30 Veblen, T., *The Theory of the Leisure Class: An Economic Study of Institutions*, New York 1934 [1899].

31 Ausführlicher wird das Thema abgehandelt in Hansen, K. P., *Kultur und Kulturwissenschaft*, 4. A., Tübingen 2011.

beginnt erst bei den anspruchsvolleren, weil kollektiven Standardisierungen. Wie viel Kollektivität, d.h. welche Kollektivkomponenten braucht es aber, um diesen Anspruch zu erfüllen? Das Basiskollektiv Kaffeetrinker besitzt keine Kultur. Die Gemeinsamkeit der Kaffeeverzehrung entpuppt sich als bloße Gewohnheit, denn sie folgt einem individuellen Primärbedürfnis, das einer völlig unbekannten Zahl von Individuen gemeinsam ist. Insofern, da es auf einer bloßen und darüber hinaus anonymen Summe individueller Handlungen ruht, kommt dem Basiskollektiv, wie schon oft betont, kein hoher Kollektivstatus zu. So wundert es nicht, dass auch der die Standardisierung auslösende kollektive Impuls im Basiskollektiv nicht zündet. Schon gar nicht in Schicksalskollektiven, deren Gemeinsamkeit ja nicht einmal in Gewohnheiten (Vorlieben) besteht, sondern in vorgegebenen Merkmalen. Die Frage Standardisierung ja oder nein stellt sich somit bei dieser Unterart des Basiskollektiv gar nicht.

Damit die Sollsuggestion der Standardisierung wirkt, braucht es, was beiden Arten des Basiskollektivs fehlt, die Kollektivkomponente Kontakt. Erst durch sie entstehen Standardisierungen, und erst durch sie verbreitet sich der Druck des Sollens, der sie am Leben hält. Vollwertige Kommunikation ist dazu nicht nötig, vielmehr reicht die Herstellung eines irgendwie eingegrenzten Kontaktraumes, in dem, unausgesprochen oder thematisiert, die Standardisierung vorgelebt und nachgeahmt wird. Kultur ist ohne Kontakt undenkbar. Deshalb verfügt ein Linienflug oder eine Warteschlange vor der Theaterkasse eher über Kultur als die Basiskollektive Kaffeetrinker und Brillenträger. Beiden fehlt außerdem der Faktor Zeit, als dass sich Standardisierungen wirklich etablieren und zur Tradition werden könnten. Kaffeetrinken ist eine Gewohnheit; ein grünes Wams zu tragen und sich im Morgenrauen mit der Schrotflinte auf den Anstand zu schleichen und bei der Heimkehr ins Jägerlatein zu verfallen, sind Standardisierungen, die eine gewisse Kollektivaufmerksamkeit brauchen. Diese erstreckt sich von der Kollektivbeobachtung über die Kollektivkontrolle bis zur Sanktion, wobei jeder dieser Schritte in jeweils anderen Formen Kontakt voraussetzt. Insgesamt aber gilt: Wenn die Komponente Kontakt zur Selbst-

wahrnehmung des Kollektivs und zur Aktivierung des Individualbezugs führt, ist der Boden für die Entstehung von Kultur bereitet.

1.5.3 Arten der Standardisierung

Gemäß ihrer Stellung zum Urgrund des jeweiligen Kollektivs lassen sich vier Arten von Standardisierungen unterscheiden. Dabei entsteht am Anfang das Problem, wem die jeweilige Handlungsvorliebe zuzuordnen ist, der Kollektivität oder der Kultur. Nehmen wir ein Beispiel. Der als virulent gedachte Tennisclub Rot/Weiß ruht auf der Gemeinsamkeit des Tennissports. Darüber hinaus lassen die Mitglieder eine gewisse Sportlichkeit erkennen, wobei einige spektakuläre Ausnahmen auffallen. Eine Mehrzahl spielt in weißen Tennisshirts mit aufgedrucktem Clublogo, welche für die Mannschaften verpflichtend sind. Die Gastronomie im Clubhaus, das fällt des Weiteren auf, ist hochwertig. Einmal im Jahr meist zum Ausklang der Saison findet ein vormittägliches Weißwurstessen statt. Wie lassen sich solche Standardisierungen für eine Theorie der Kultur im Einklang mit dem Kulturträger Kollektiv fruchtbar machen?

Wenn man eine kulturelle Perspektive einnimmt, lässt sich die Ausübung des Tennissports als *Primärstandardisierung* begreifen. Wenn man den Kollektivbegriff zugrunde legt, wandelt sie sich zur *Gemeinsamkeit*, die das konstituierende Element des Kollektivs bildet. Eine Lösung wäre, die Primärstandardisierung als Zwitter aus kollektiven sowie kulturellen Belangen zu betrachten. Von diesen Belangen abgesehen, bliebe ihr als objektives Alleinstellungsmerkmal, dass sie alle Mitglieder erfasst. Von diesem Zwitter hängen *Sekundärstandardisierungen* ab. Für diese Art ist entscheidend, dass sie kausal und deduktiv aus der Primärstandardisierung hervor geht. Die Sekundärstandardisierung Sportlichkeit ist eine kausale und somit direkte Folge der Primärstandardisierung Ausübung des Tennissports. Trotz der Kausalität und obwohl auch sie daher einen Zwitter darstellt, erfasst die Sekundärstandardisierung weniger Mitglieder. Neben den überwiegend Schlanken fallen einige Wohlbeleibte auf, die beim Spiel die geringere Laufleistung durch Schlagtechnik wettmachen. Sollte

der Tennisclub aber durch eine zweite Gemeinsamkeit definiert sein, sondert auch dieses weitere Merkmal Sekundärstandardisierungen ab. Wenn ich das Kollektiv deutsche Tennisspieler bilde, hat man es mit zwei Primärstandardisierungen zu tun. Von ihnen, Tennisspielen wie deutsche Nationalität, können dann jeweils eigene Sekundärstandardisierungen abhängen, die oft nicht streng alternativ zuzuordnen sind. Wenn deutsche Tennisspieler für Altstar Boris Becker schwärmen, hängt diese Sekundärstandardisierung wohl von beiden Gemeinsamkeiten ab, der Nationalität ebenso wie der Tennisleidenschaft.

Was aber machen wir mit den Standardisierungen der für die Clubkasse kostspieligen T-Shirts und der gehobenen Gastronomie? Sie gehören zur dritten Art, die der *Affinitätsstandardisierungen*. Diese Bezeichnung soll darauf hinweisen, dass zwar keine direkte Kausalität zur Primärstandardisierung besteht, aber doch eine Neigung oder eine Nähe oder eine Geistesverwandtschaft oder eine Teil-Übereinstimmung von Ansichten. Sichtbar wird die Affinität an der häufigen Korrelation mit der Gemeinsamkeit oder Primärstandardisierung. In unserem Beispiel stellt es sich folgendermaßen dar. Tennis war mal ein elitärer Sport, dessen Ausübung relativ viel Geld kostete. Tennis korrelierte also mit einem gehobenen Einkommen. Aus dieser Affinität erklärt sich unter anderem die früher übliche weiße Tenniskleidung. Sie war teuer und darüber hinaus das Unpraktischste, was man auf einem roten Aschenplatz tragen konnte. Die optische Qualität der Farbe Weiß und die Mühen, sie sauber zu halten, demonstrierten Wohlstand und verstärkten eine Affinität, die zu jener Zeit noch einen sachlichen Grund hatte. Nachdem staatliche Förderungen der Clubanlagen die Kosten milderten, fiel der sachliche Grund weg und der elitäre Charakter ging allmählich verloren. Tennis wurde zum Volkssport. Was einige Clubs, besonders in bestimmten Stadtvierteln, nicht hinderte, sich von den proletarischen Konkurrenten abzugrenzen und die alte Affinität zum Reichtum zurückzuholen. Die T-Shirts und die gute Küche unseres Beispiels tun genau das. Sie betonen den Zusammenhang von Tennis und Wohlstand.

Obwohl Affinität inhaltlich nur vage definiert werden kann, lässt sich dennoch exakt bestimmen, wo und wie sie das Kollektiv strukturiert. Sie markiert einen bestimmten Zusammenhang zwischen

verschiedenen Gemeinsamkeiten des Kollektivs. Genauer: Sie spannt sich zwischen der höchsten und häufigsten Gemeinsamkeit (Tennisport) und der Gemeinsamkeit einer größeren kollektivinternen Gruppe. Diese bildet noch kein Segment des Kollektivs, wie es als Abspaltung hinsichtlich einer die Gemeinsamkeit tangierenden Thematik begrifflich festgelegt wurde, sondern verbleibt auf der Ebene der Präkollektivität. Affinitäten schlagen also eine Brücke zwischen kollektiven und präkollektiven Elementen. Zäumt man diesen Gedanken von der Seite der Kollektivmitglieder auf, ergibt sich folgende Einsicht. Jedes der Individuen, so hatten wir gesagt, zeichnet sich durch Multikollektivität, also ein Spektrum an Kollektivzugehörigkeiten aus. In unserem Beispiel enthalten alle individuellen Spektren die Mitgliedschaft im Club als verbindende Gemeinsamkeit. Wenn man nach weiteren Gemeinsamkeiten forscht, trifft man auf eine ganze Reihe, die nach Häufigkeit gestaffelt sind. Nach der konstitutiven Gemeinsamkeit entdeckt man auf Platz zwei, vielleicht verbreitet mit 85 %, die kausale Sekundärstandardisierung Sportlichkeit. Ihr folgt auf dem dritten Platz mit, sagen wir, 65 % die Affinitätsstandardisierung des überdurchschnittlichen Einkommens. Des Weiteren finden sich nur unerhebliche Präkollektivitäten: 23 % sind katholisch und 17 % evangelisch; 15 % spielen auch Golf etc. Diese Zugehörigkeiten aus dem Multikollektivitätsspektrum wirken sich für das Kollektiv normaler Weise nicht aus. Das liegt aber nicht nur an der verringerten Häufigkeit, sondern am fehlenden Zusammenhang zwischen den Affinitätsbündeln. Die Religionszugehörigkeit knüpft keinerlei Beziehung zur Gemeinsamkeit Tennisport; die Merkmale korrelieren nicht und kommen deshalb selten vor. Wäre aber ein Orthopäde Mitglied, würde sein Fachgebiet im Club großen Anklang finden. Das schmerzende Knie und der überanstrengte Armmuskel würden zuerst ihm vorgetragen, ehe man sich in eine Sprechstunde begibt.

Noch schnell ein weiteres Beispiel, diesmal aus der politischen Aktualität. Sowohl unter den Parteimitgliedern der Grünen und als auch in ihrer Anhängerschaft, so nehmen wir an, kommen prozentual mehr Vegetarier vor als bei den Volksparteien. Diese Korrelation ruht in der Affinität von Natur- und Tierschutz. Eine explizite und offizielle For-

derung der Grünen ist zwar eine Reduktion des Fleischkonsums, aber eine solche ist kein Fleischverzicht. Die Forderungen sind nicht kausal verknüpft – dann müsste die rein pflanzliche Ernährung im Parteiprogramm stehen –, hängen aber eng zusammen. Sie stellen jene Art Werteverwandtschaft dar, die der Begriff Affinität beschreibt. Auch in diesem Fall gilt: Die Vegetarier sind kein Kollektivsegment der Grünen, sondern bilden eine häufige präkollektive Gruppierung. Kultur, das wollen wir an dieser Stelle schon festhalten, speist sich aus der Verklammerung von kollektiven und präkollektiven Elementen und öffnet dadurch die Kollektive der Heterogenität.

Ein weiteres, noch deutlicher heterogenes Element sind *Kontingenzstandardisierungen*, die vom Zufall ausgelöst werden. Obwohl sie sich bis zu Traditionen verfestigen, zeigt diese Standardisierungsart keinen Bezug weder zu kollektiven noch präkollektiven Elementen. Ohne Kausalität und Affinität hängen diese Zufallsprodukte frei in der Luft, denn sie stammen aus der bunten Zusammensetzung der Mitglieder und der Unberechenbarkeit der sich im Club abspielenden Ereignisse, so trivial sie sein mögen. Nehmen wir an, ein gut verdienender Metzger ist Mitglied des Tennisclubs, und es passiert ihm, dass er auf einer größeren Bestellung Weißwürste sitzen bleibt. Um sie nicht wegzuerwerfen, verschenkt er sie aus einer spontanen Idee heraus an seinen Club. Eilig, mit Einladung per E-Mail, setzen die Beschenkten für den nächsten Tag, zum Glück war es ein Samstag, ein Weißwurstessen an, zu dem erstaunlich viele Mitglieder erschienen. Würste und Bier schmeckten, die Stimmung war gut, und so ergab sich ein voller Erfolg. Durch den fulminanten Anfang wird diese Art Fest zu einem jährlichen Brauch, der auch die Weigerung des Spenders überlebt, die Würste jedes Jahr kostenlos zur Verfügung zu stellen. Wir halten fest: Der erste Wortteil des Begriffs Kontingenzstandardisierung betont die Entstehung außerhalb aller denkbaren kausalen oder affinen Gemeinsamkeiten. Trotz dieser vom Zufall abhängigen Genese kann sich das entstehende Produkt, das betont der zweite Wortteil, durch das Wollen einer Mehrheit zu einem festen Brauch fügen. Dass die Standardisierung sich durch- und fortsetzt, verdankt sie der Sollsuggestion, also einer Kollektivkraft, die ihr aus bestimmten Gründen zuwächst.

Kultur, die aus solchen verschiedenartigen Standardisierungen besteht, ist ein scheinbar luftiges Gebilde oberhalb der Wirklichkeit, das von Primärmotivationen befreit ist. Kultur stellt, wie die Diskussion über den Begriffsvergleich von Gewohnheit und Standardisierung ergab, eine Sinn-suspendierende und in dem entstehenden Vakuum Sinn-schaffende Konstruktion dar, die über Sekundärmotivationen, also kollektiv verankert wird. Soweit trifft der modernisierte Kulturbegriff zu, obwohl er bei vielen Anwendern weiterhin zwei uralte Prämissen beibehält: Erstens, dass vor allem ethnische Gebilde Kultur besitzen und dass zweitens ihre einzelnen Standardisierungen kohärent zu einander passen, und, wie Ruth Benedict es nannte, ein »pattern« bilden, oder, mit Herder zu sprechen, die Ganzheit eines Volksgestes verkörpern. Diese behauptete Kohärenz entspricht gerade nicht der zu beobachtenden intrakollektiven Vielfalt. Wie anhand der Standardisierungsarten gezeigt, ist es so, dass Kultur die erst einmal partiell homogenen Kollektive der Heterogenität öffnet. Diese Öffnung ist die konkret greifbar werdende Konsequenz der unbändigen Multikollektivität der Individuen. Während Sekundärstandardisierungen über Kausalität noch fest im Bereich der Gemeinsamkeit wurzeln, sind Affinitätsstandardisierungen lockerer angebunden, bis dann bei den Kontingenzstandardisierungen jede Anbindung zerreißt. Auch an diesen Kopplungen lässt sich die Einsicht gewinnen, dass Kollektive die Welt zwar zersplittern, sie aber auch zusammenhalten. Im letzten Kapitel wird dieser Gedanke im Vordergrund stehen.

1.6 Synopsis

Zum Abschluss des ersten Kapitels soll eine Übersicht gegeben werden, wie die Kollektivkomponenten die verschiedenen Kollektivarten bestimmen und wodurch sich diese voneinander unterscheiden. Den Anfang macht *die Grundstufe des Basis- oder Abstraktionskollektivs*. Es besteht allein aus der Komponente Gemeinsamkeit, was folgende Konsequenzen nach sich zieht. Diese Grundstufe reduziert die Teilnahme der Individuen, deren Anzahl zudem unbekannt bleibt, auf eine par-

tielle Partizipation, was zur Entindividualisierung führt. Das Bauprinzip dieser Kollektivart ist die Monogemeinsamkeit, die als pauschalisierte Übereinstimmung wahrgenommen wird. Metaphorisch formuliert, die Gegenständlichkeit besteht in einem Gleichklang, hinter dem die ihn erzeugenden Instrumente verschmelzen.

Von der Grundstufe hebt sich die *Übergangsstufe* ab, auf der eine Facette der Entindividualisierung zurückgenommen wird. Wir kennen entweder die Anzahl, die Gesichter oder auch die Namen der Teilnehmenden. Wenn wir in einer Schlange vor der Kinokasse stehen, können wir die Teilnehmer sehen und vielleicht auch zählen, und bei unserem Beispiel des Linienflugs existierte sogar eine Namensliste. Wenn die aufgelisteten Personen, indem sie die Kabine der Maschine betreten, ihre Anonymität verlieren, was in der Kinoschlange schon von Anfang an gegeben war, schlägt die Übergangsstufe in *die nächst höhere Kollektivart des Sozialkollektivs* um. Durch reziproke sinnliche Erfahrbarkeit ist jetzt Kontakt möglich, sodass in Überwindung der Entindividualisierung das Individuum mit seinen kollektiven wie präkollektiven Merkmalen zum Akteur wird. Wenn es will, kann es seine Multikollektivität kommunikativ ausspielen. und verschiedene Kollektivdynamiken in Gang setzen.

Die nächste Ebene wird durch das *Vollkollektiv* erreicht. Für seine *Vorform* genügt die dünnwandige Hülle einer formlosen Institutionalisierung, die eine Zunahme an Vergesellschaftung vornimmt. Noch deutlicher wird dieser Vorgang durch eine dickwandige Hülle wie eine Vereinsgründung, durch die sich das Kollektiv verselbständigt. Damit ist seine Abhängigkeit vom Zufall der Mitglieder aufgegeben, denn diese haben sich verpflichtet, Teile ihrer Autonomie abzugeben. Am deutlichsten wird dieser Umstand, wenn man sich vor Augen führt, dass die Hälfte der Clubmitglieder versterben könnte, ohne dass das Kollektivgebilde Tennisclub daran zugrunde geht. Auch *Korporationskollektive sind Vollkollektive*, allerdings wurde ihre Autonomie nicht freiwillig ins Werk gesetzt, sondern vom Staat, also von außen verfügt. Diese Verselbstständigung zum Vollkollektiv muss nicht auf dem Wege der Regulierung erfolgen, sondern kann durch affektive Kohäsionsverstärkung oder durch Boosting entstehen. Zu solchen affektiven Vollkollek-

tiven, die durch die Ausschaltung des Pols der subjektiven Einstellung der Kollektivkomponente Individualbezug entstehen, gehören auf *der obersten Stufe* das *Solidaritätskollektiv* und die *Masse*. Auf *der Stufe darunter* sind *Wir-Gefühls-Gemeinschaften* und *Distinktionskollektive* einzuordnen. Sind die regulatorischen Vollkollektive sichere Gebilde, hängen die affektiven von relationaler Emotionalität ab, die aus den Fugen geraten kann. Zum Guten oder Bösen eingesetzt werden können beide.

Damit zu einer letzten Kollektivart, dem Kulturträger. Jedes Sozialkollektiv und vor allem jedes Vollkollektiv kann mit Hilfe der Kollektivkomponente Kultur zum *Kulturträger* aufgerüstet werden. Wie viele Standardisierungen dazu nötig sind, und ob alle Arten berücksichtigt sein müssen, wäre dabei nicht die entscheidende Frage; wichtiger wäre vielmehr, die Funktion bestimmter Standardisierungen und der Interaktion zwischen ihnen einzuschätzen. Die Funktionen, die sie erfüllen, fallen nämlich gegensätzlich aus. Wenn die Standardisierungen zu einander passen (Affinität) und durch ein Gerüst der Regelmäßigkeit das Kollektiv stabilisieren (Weißwurstessen zum Saisonausklang), resultiert eine integrative und Kohäsion stiftende Funktion. Die Standardisierungen, die in Form von Ritualen gepflegt werden, können wie ein stützendes Korsett wirken. Kulturtragende Vollkollektive, egal ob regulatorischer oder affektiver Art, können jedoch mit Standardisierungen aufwarten, die außerhalb der Affinität liegen und einen Fremdkörper, also ein heterogenes und damit destabilisierendes Element ins Spiel bringen. Das Einfallstor dieser Elemente sind die Kontingenzstandardisierungen, die ohne Bezug auftauchen, dann eventuell aber als Gewohnheit beibehalten und entschärft werden. Wenn sie fest genug adoptiert sind, entfalten sie keine Dynamik. Eine solche entsteht aber, wenn von innen her alternative Sekundärstandardisierungen entstehen, die als Partialsegmentierung wirken. Wenn die SPD ihre Primärstandardisierung soziale Gerechtigkeit im Wahlkampf symbolisch unters Volk bringen will, scheiden sich bezüglich der zu ergreifenden Maßnahmen die Geister. Die Senioren des Ortsvereins halten an den Ständen in der Innenstadt fest, an denen Krawatten tragende Genossen Kugelschreiber verteilen. Auf diesen altmodischen Straßenwahlkampf wollen die Jüngeren hingegen ganz verzichten und sich stattdessen auf

social media konzentrieren. Obwohl beide Strategien kulturell gesehen Sekundärstandardisierungen, auf jeden Fall aber Affinitätsstandardisierungen darstellen, bringen sie Spannungen ins Spiel, die insgesamt den Kulturträger dynamisieren. Nicht die integrativen, wohl aber solche dynamischen Kulturträger tun damit den ersten Schritt in Richtung Polykollektivität und erreichen eine Vorstufe zu Kollektiven zweiten Grades, auf die wir im Folgenden unsere Aufmerksamkeit richten wollen.